

EINLADUNG & INFOS  
»DIE GROSSE TOUR«  
ROMANE SCHREIBEN



»ZIELPUNKTE & UMWEGE«

# ABSCHLUSSLESUNG DES SEMINARS

**25.4.2023** 19 Uhr // Literaturhaus München

Moderation: Eva Kaufmann, Patricia Klobusiczky & Matthias Nawrat

**LERNEN SIE DIE 10 AUTOR\*INNEN KENNEN**

Textproben unter [www.literaturhaus-muenchen.de/reader](http://www.literaturhaus-muenchen.de/reader)



## »DIE GROSSE TOUR 2022/23«

Liebe Kolleginnen und Kollegen in den Verlagen,

»Zielpunkt und Umwege« haben wir die Abschlusslesung unseres aktuellen Romanseminars betitelt. Denn um einen Roman zu schreiben, behauptete Matthias Nawrat zu Beginn unseres Seminars, müsse man zielstrebig sein, ohne ein konkretes Ziel zu haben. Und: »Man kann eigentlich erst am Ende wissen, was für ein Buch man schreibt«. Um diese notwendigen Umwege ging es viel in der Arbeit in den drei Seminarblöcken seit Mai 2022, die Matthias Nawrat zusammen mit Eva-Maria Kaufmann und Patricia Klobusiczky geleitet hat. Die zehn ausgewählten Autor\*innen könnten heute einiges darüber erzählen: über ihre Wege und inzwischen auch das Ziel, das sie im Blick haben. Es sind besondere Romane entstanden – kurze Zusammenfassungen, Textproben und Mailadressen aller zehn Seminarteilnehmer\*innen finden Sie in diesem Reader, der natürlich nicht mehr als eine schmale Kost- und Geruchsprobe sein kann. Kommen Sie deshalb unbedingt zur

**ABSCHLUSSLESUNG AM 25. APRIL, 19 UHR**  
INS LITERATURHAUS MÜNCHEN.

und lernen Sie die Autor\*innen persönlich kennen.  
Für alle Nachfragen offen und mit herzlichen Grüßen  
Katrin Lange

**THOMAS BISSINGER**

»EHRENFEST«

Die Niederlande, um 1930. Eine Zeit großer Umwälzungen in Wissenschaft, Technik und Gesellschaft. Der jüdische Physiker Paul Ehrenfest (1880–1933) fühlt sich außerstande, mit den modernen Theorien seines Fachs mitzuhalten. Seine Ehe mit der Mathematikerin Tatjana droht zu scheitern und die Zukunft seiner Kinder Tanja, Galja und Pawlik ist aufgrund der politischen Entwicklung in Europa zunehmend ungewiss. Sein Hadern mit der eigenen Unzulänglichkeit projiziert er auf seinen jüngsten Sohn Wassik, der wegen seines Down-Syndroms in einer deutschen Heilanstalt lebt. Ehrenfest beginnt, sich mit Vortragsreisen abzulenken. Aber wie lange kann man vor sich selbst und seiner Zeit davonlaufen?

»Ehrenfest« ist ein historischer Wissenschaftsroman. Er portraitiert die Physik des frühen 20. Jahrhunderts und folgt dabei einer realen Familiengeschichte. Sie kulminiert tragisch am Scheitelpunkt der modernen Welt und stellt die bis heute gültige Frage, was der Mensch der Leere entgegensetzen hat.

**THOMAS BISSINGER**, 1989 in Leonberg geboren, studierte Simulation Technology an der Universität Stuttgart und promovierte 2023 an der Universität Konstanz in der theoretischen Physik. Er schreibt Romane, Lyrik und Drama. Seine Arbeit wurde neben Nominierungspreisen und Förderstipendien unter anderem ausgezeichnet mit dem Retzhof-Preis für junge Literatur (2019) und dem Förderpreis Junge Kunst! der Stadt Konstanz (2021). Von 2016 bis 2021 war er Mit-Organisator und Juror beim Lit.Fest Stuttgart. Seine Texte sind in verschiedenen Anthologien erschienen sowie im *NUN*, Magazin der Stadt Konstanz.

E-Mail: [thomas.bissinger@inb.de](mailto:thomas.bissinger@inb.de)



**LESEPROBE**

»EHRENFEST«

\*

1928, Haarlem

Am Grab fielen nur noch vereinzelte Flocken. Schon während der Prozession war es weniger geworden, aber die Schneemassen der Nacht hatten das Stadtbild gezeichnet. Sie waren wie im Spalier zwischen Schneehaufen über die Valkenburgerlaan geschritten. Immerhin war es nicht glatt auf dem knirschenden Neuschnee. Die älteren Professoren, die dem Zug voranschritten, hatten wackelig auf die Friedhofstore zugehalten. Nun standen sie um das offene Grab. Bohr hatte es nicht mehr geschafft, das Schienennetz um Flensburg war mittlerweile vollends eingeschneit. Albert stand neben Ehrenfest. Seine Wangen waren gerötet, sein Blick stieß geradeaus in die Kränze, die die Friedhofswärter wieder vom Schnee freigeklopft hatten. Ehrenfest konnte nicht ausmachen, ob Albert die Bänder las oder die Kränze betrachtete oder durch die gesamte Welt hindurchsah und einer Überlegung nachhing. Ehrenfests Füße schmerzten, das war zu viel Stillstand für ihn. Albert konnte in völliger Reglosigkeit verharren, vielleicht dass er die Zeit selbst an sich abperlen ließ, aber das waren wieder Gedanken, die hier keinen Ort hatten, Ehrenfest überlegte, nun doch dem Priester zuzuhören, der gerade etwas von Brot oder Wahrheit oder Leben gesagt hatte. Nein, das betraf ihn nicht. Die anderen Trauergäste zu beobachten war riskant, sie mochten aufsehen, er starrte vorübergehend auf seine Schuhe und die kleine zertrampelte Schneelandschaft, die sich um seine Sohle geformt hatte, dachte jäh an Canyons und Weite. Nur wollte er doch an Lorentz denken, von dem hatte er schließlich hier Abschied zu nehmen, also nahm er sich ein Beispiel an Albert und stierte einigermaßen stur auf die Kränze und dachte an das Wandgemälde in Lorentz' Büro.

Eine kriegerische Szene war das, Ehrenfest konnte nie ausmachen, was genau dargestellt war. Unkenntliche Leiber übereinander und umeinander, eine Klippe am Rand noch das Hellste im Bild. Der Priester hielt sich arg lang mit Brot auf, bemerkte Ehrenfest, und dass die Kränze mit Kristallen berieselt waren, und dass er all das nicht bemerken wollte, sondern an die Malerei in Lorentz' Büro denken, nur warum hatte er das wieder gewollt, es war ja nicht so, als sei Lorentz' Essenz auf das Gemälde abgefärbt oder umgekehrt. Ehrenfest stand doch außergewöhnlich unbequem auf seinen Füßen, vielleicht war die moderne Gewohnheit zu stehen ein Irrweg oder die Schuhe waren ein Irrweg, von einer Klippe müsste man sich stürzen, oder vielleicht hatte der Priester Recht und man sollte sich jeden Tag ein paar Schuhe aus weichen, warmen Brotlaiben machen, gepolstert wären die mit Luftlöchern und im Sommer auch nicht zu heiß und man könnte stehen, fast wie mit den Zehen im Sand, man –

Eine Hand lag auf Ehrenfest's Schulter. Sie war plötzlich gekommen, sie drückte ihn sanft zurück auf den Boden. Die Kristalle auf den Kränzen wurden wieder zu Schnee, die Stimme des Pfarrers wurde monotoner, und das düstere Gemälde sank aus dem Raum wieder zurück in seine Fläche.

»Sag«, Alberts Stimme, ein Flüsterton. »Das mit dem Kampf, was war denn das?« Ehrenfest sah ihn an. Albert hatte die Stirn gerunzelt und sein Blick war noch immer starr auf die Kränze gebannt. Etwas grub tief in Ehrenfest umher und stieß dabei ungeschickt an seine Kehle, Ehrenfest rieb sich den Hals, seine Augen brannten.

»Kampf, doch, ich bin sicher«, Albert nickte langsam und der Druck seiner Hand auf Ehrenfest's Schulter nahm leicht zu. »Die letzten Male, die ich hier war. Hat immer nach Kampf gerochen bei ihm im Haus.«

Ehrenfest sah zum Priester. Der fuhr in seiner Rede fort. Unter Ehrenfest's Füßen knirschte der Schnee, er wandte sich Albert zu und flüsterte so leise er konnte: »Das war für den Magen. Magenschmerzen. Gibt Dragees, die habe ich ihm mal besorgt.«

»Ja?«, Albert sah wieder auf die Kränze. »Kampf... Wusste gar nicht, dass das auch für den Magen ist. Naja, lag meine Theorie wohl daneben.«

»Deine Theorie?«

»Verfehlt. Peinlich. Vergessen wir es.«

Sie schwiegen eine Weile. Auf einmal schwiegen alle, selbst der Priester. Vom Kirchturm schlug es Mittag. Ehrenfest erinnerte sich, die nationale Trauer. Drei Minuten stellte das staatliche Telefon- und Telegrafenamts seinen Dienst ein. Drei Minuten schwieg der Hörfunk. Drei Minuten ruhten die Rathäuser, die Schulen. Drei Minuten blieb der Wind liegen, dass die Schiffe stillstanden.

Nur Ehrenfest's Gedanken liefen noch. Und eine große Schneeflocke. Die fiel auf den Zylinder des Herren vor Ehrenfest. Sie blieb liegen. Allein auf der schwarzen Fläche. Ehrenfest wollte nicht wieder an das Kriegsgemälde denken, er versuchte, die Luft so auszuhauchen, dass sein dampfender Atem die Krempe des Zylinders erreichte. Er versuchte es zaghaft, dann forsch. Besser nicht zu forsch.

Alberts Hand lag weiter auf Ehrenfest's Schulter. Ehrenfest fiel das Wort »lichtführend« ein und wie Lorentz es ausgesprochen hatte. Der lichtführende Äther. Lorentz hatte sein Leben daran geforscht und wunderbare Dinge gefunden, belegbare Dinge, einen Nobelpreis hatte es gegeben. Und dann kam Einstein mit seiner Theorie. Schon war es vorbei. Die Ätherhypothese war nicht haltbar. Danke und Adieu. Aber wie er »lichtführend« gesagt hatte, Lorentz, leise gehaucht, fast gesungen. Das Wort »lichtführend«. Gerade war Ehrenfest, als hätte allein deshalb die Äthertheorie noch ein paar Jahre fortbestehen sollen.

Mit zwei kräftigen Atemstößen war es getan, das Weiß der Flocke schmolz ins Schwarz des Zylinders. Für heute war es genug mit dem Schnee, fand Ehrenfest.

Der Priester nahm seine Rede wieder auf, er war wohl noch nicht fertig mit dem Brot oder worum es ging. Langsam wurde es zu viel für Ehrenfests Füße.

Albert räusperte sich. »Ich bleibe ein paar Tage. Tatjana hat mich darum gebeten, und Recht hat sie.«

Der Priester hatte nun doch geendet, ein Musikstück setzte ein, die Nationalkapelle. Die Vorstellung, einige Tage mit Albert verbringen zu können, legte sich über Ehrenfests Gemüt und für einen Augenblick fühlte er sehr deutlich seine Müdigkeit. Er atmete ruhig. Von irgendwo fiel ihm der Text des Liedes ein, das sie spielten, aber er ließ die Erinnerung vorübergehen. Stattdessen klopfte er Albert seinerseits auf die Schulter.

In dieser halben Umarmung verblieben sie, während die Sargträger die Seile strafften und die Planken entfernten. Die Musik endete. Dünne Schneewehen begleiteten Lorentz' letzten Gang. Unter den Augen seiner ehemaligen Weggefährten, seiner Schüler und Schützlinge, einiger Journalisten vielleicht und staatlicher Ehrenträger, und ja, natürlich, ein paar Kirchenleute, aber allen voran, allen voran also seiner Weggefährten, sank der große Theoretiker auf sein letztes Bett aus weichem Schnee.

So oder so ähnlich müsste man das zusammenfassen, dachte Ehrenfest, ja.

**ANJA GMEINWIESER**

»WIE DIE KÖNIGE«

Zwei Frauen in einem Viehtransporter mit 35 Kühen auf dem Weg gen Osten. Die Erzählerin hat ihren Alltag hinter sich gelassen. Auf einer Wanderung in den Alpen trifft sie zufällig auf eine Frau, die dort mit ihrem LKW Pause macht. Eine Mischung aus Neugier und Not lässt sie gemeinsam weiterfahren. Der Weg über die Autobahn durch Osteuropa führt sie an Orte, die im Selbstverlust begriffen sind, traumgleich, mit Blaustich, mit Sprüngen und Rissen. Die Erzählerin findet sich als verwunderter Zaungast wieder im Leben einer anderen, das so voll mit Verantwortung ist, dass das eigene, zurückgelassene, wie ein Spaziergang daherkommt. Die beiden kommen sich langsam näher, schaffen sich kleine Inseln aus Leichtigkeit im ständigen Kampf gegen Hitze, Stau, Grenzkontrollen, gegeneinander. »Wie die Könige« ist ein Text über Kaputtsein und Kaputtgehen, über Weigerung und Weitermachenmüssen, über Nähe unter widrigen Umständen.

**ANJA GMEINWIESER**, geboren 1989, studierte Soziale Arbeit, sowie Theater-, Medien und Politikwissenschaften in München und Erlangen. Ihre Texte wurden in verschiedenen Anthologien und Zeitschriften veröffentlicht.

E-Mail: [anjagmeinwieser@posteo.de](mailto:anjagmeinwieser@posteo.de)





## LESEPROBE

»WIE DIE KÖNIGE«

\*

I Gebirge  
WEITER

Ich kotze auf Geröll. Halte mich fest an einem kratzigen Fels. Bin nur da. Atme ein und aus, es zittert im Körper. Spucke aus. Dass es dir hinterher fast immer besser geht. Da erinnert sich der Körper ans Würgen, und ist froh, dass es gerade nicht stattfindet. Ich stütze mich mit den Händen auf den Oberschenkeln ab. Bedauere die Nährstoffe des Müsliriegels. Ich habe Salz in den Augen vom eigenen Schweiß. Konzentriere mich aufs Atmen. Starre vor mich hin. Starre auf eine große Ansammlung von Steinmännchen, hunderte von Steinmännchen. Andere Wanderer haben sie als kleine Stein stapel aufgetürmt. Normalerweise sollen sie den Weg weisen, wenn es zu wenig Markierungen gibt. Hier weist nichts den Weg, hier haben Leute nacheinander ein langsames Fest gefeiert, in einem kollektiven »ich war hier« als Steinmann, als Gruß an alle, die noch kommen werden. Zum Beispiel ich.

Ich richte mich auf und versuche, die Welt in meinem Blickfeld zu behalten. Ein paar hundert Meter vor mir wuchtige Steinwände, du hast das Gefühl, du fällst, wenn du sie anschaust, sie schieben sich in den Himmel und stürzen sich als Steine die eigenen Hänge hinab, fließen als Sandflüsse in die Täler. Kommst du ihnen nahe, musst du dich wundern, dass sie überhaupt noch stehen, so fragil stehen die Gesteinsschichten da, als wären sie selbst gebaut wie Steinmännchen, als könnten sie bei der nächsten Bö in sich zusammenstürzen.

Ich spucke nochmal aus. Warte, bis der Magen sich beruhigt. Schiebe mir Wasser, das schon wieder warm geworden ist von einer Wange in die andere, spucke aus. Sage mir, es ist der Kreislauf. Ich starre auf meine Kotze. Ich habe den Impuls sie mit dem Wasser zu verdünnen, sie wegzuwaschen. Aber.

Die Sonne wird sie auf den Steinen festbacken oder ein Geier wird sie fressen, denke ich. Ich trinke einen großen Schluck. Würde ihn gern sehen, den Geier. Weiß nicht, ob es ihn gibt, aber ich würde ihn gern sehen. Es könnte Bartgeier geben. Nicht, dass ich etwas über *Bartgeier* wüsste. *Bartgeier* ist ein Wort in meinem Wanderführer. Über dem Wort das daumengroße Bild eines flamingofarbenen Vogels mit dem Gesicht eines Harlekins. Kann mit Erbrochenem vielleicht gar nicht so viel anfangen.

Ich hebe flache Steine vom Weg und von der Stufe neben mir, ich muss mich mit einem Fuß zwischen die Männchen stellen und staple meine Steine zwischen sie. Der oberste gerät ins Rutschen, reißt den zweiten mit sich und bringt zwei weitere Steinmännchen zu Fall. Ich lache. Ich höre gleich wieder auf. Vor wem sollte dir das unangenehm sein? Ich atme langsam und streiche mir über den Magen. Baue aus den Steinen der drei Steinmännchen vier Steinmännchen, die halten jetzt.



## STOP

Ich steige zum Gipfel hoch. Fels auf Haut, Schuhe auf bröckelndem Untergrund, für immer Serpentinaen, es dauert länger, als ich gedacht habe.

Ich lehne mich ans Gipfelkreuz. Die Streben am Rückgrat, Augen halb geschlossen, weil die Sonne mir direkt gegenüber hängt. Um mich herum Himmel und Bergspitzen. Die Welt besteht aus Bergen, sie gehen in alle Richtungen bis zum Horizont, dort verschwinden sie im Dunst. Ich will gar nicht wissen, dass es noch was anderes gibt. Dabei ist es ein so kleiner Teil des Globus, die kleinen Alpen, im kleinen Europa. Was die Satelliten sehen, oder ich auf Google Maps: Ein Seepferdchen, das sich um den Norden Italiens schmiegt.

–

Jetzt wo ich hier bin, alle Kräfte aufgebraucht, bin ich viel zu erschöpft für den Abstieg. Alles, was ich über Wandern und Bergsteigen gelesen habe, erzählt wenig von Müdigkeit, von schmerzenden Gelenken und Füßen, vom abschmierenden Kreislauf, von durch den Kopf kreisenden Träumen und Liedern aus Kindertagen. Das innere Jammern kommt in den Wandergeschichten kaum vor, fehlende Blasenpflaster sind für die Geschichten uninteressant. Die Geschichten schlendern entweder singend durch laue Auen, in denen es nie regnet oder zu heiß ist, oder ziehen sich an Seilen in eisige Höhen, stemmen sich mit Steigeisen gegen grollende Fallwinde, sterben beinahe an Eisbruch und Erdbeben, lauschen gebannt dem Schweigen und Stöhnen der Gletscher, vergleichen die Ausdehnung des menschlichen Lebens mit der des Lebens eines Gebirges und merken nicht, wie ihnen in der gewaltigsten Ruhe, in der größten Leichtigkeit des Herzens die Zehen abfrieren. Mein Wandern wählt andere Worte.

–

Weit und breit: Ich und der gelegentliche Schrei eines Murmeltieres. Wahrscheinlich eines Murmeltieres. Dohlen und ihre fliegenden Schatten. Braune Schmetterlinge, die am Schotter des Wanderwegs saugen. Gedanken an Steinböcke und Gedanken an Gämsen. Pulsende Flanken von grünen Eidechsen. Keine Menschen, keine Bergbewohner, keine anderen Wanderer, niemand.

Überall niemand, der mich ansieht, eine Antwort will oder eine Meinung hat, dem ich guten Morgen sagen oder den ich aus Gewohnheit küssen würde, dem ich eine reinhauen könnte, dem ich einen Gefallen tun müsste, nie ein Nicken zum Gruß.

Nur die Berge und ich. Alle Berge. Heute zufällig dieser Berg. Von fern sah er aus wie das Gesicht eines dieser Hunde, die so viel Haut haben, dass alles an ihnen Falten und Wülste wirft. Sobald du auf dem Berg stehst, siehst du den Berg eh nicht mehr.

Das wollte ich: für immer auf Berggipfeln sitzen, schmollen, soviel schlechte Laune haben, dass es mich froh macht.

Die Menschen also weg, der Wanderweg die letzte kulturelle Spur meiner Artgenossen, ein Relikt aus Steinmännchen und verblassenden Markierungen, die jemand vor langer Zeit mit roter und weißer Farbe in die Landschaft gemalt hat.

–

Auch der Rest der Welt ist vielleicht fort, weil ich nicht ständig nachsehen kann, denn ich habe das Telefon in einer übertriebenen Geste vom ersten Gipfel geworfen. Der Befreiungsschlag, von dem du seit Jahren träumst, du wirfst, du hörst es aufschlagen, du hörst es zerspringen, du fühlst dich kurz großartig, ich meine, wenn du dein Handy wegwerfen kannst, kannst du alles. Dann das schlechte Gefühl, das sagt: Du weißt genau, dass ein aufgebrochenes Handy in Kombination mit Regenwasser den ganzen Berg in eine Todeszone verwandeln kann. Oder nicht direkt Todeszone, aber irgendwas kann sicher einsickern, vom Akku, oder irgendein Tier kann aus Versehen etwas davon verschlucken und daran verenden. Ich sollte das Wort »verenden« aufschreiben und später darüber nachdenken. Verenden, enden, Ende. E.

**KATHARINA GOETZE**

»JERIMENI«

Winn ist neu in Ayn Sirata, aber ein alter Hase in der Entwicklungszusammenarbeit. Er tingelt schon ein paar Jahre zu lang durch die Krisengebiete dieser Welt, um noch an den Sinn des Ganzen zu glauben. Aber all seine Versuche auszusteigen, sind bisher misslungen. Eine neue Perspektive tut sich auf, als seine Chefin stirbt. Und dann taucht auch noch die umtriebige Journalistin Alin wieder auf: Plötzlich scheint die Erfüllung all seiner Träume in greifbare Nähe zu rücken – die Beförderung nach Genf, die Frau, die ihm versagte Anerkennung. Wenn da nur nicht diese eine Bedingung wäre – es noch so lang in Ayn Sirata auszuhalten, bis er die deutsche Million ausgegeben hat.

»Jerimeni« handelt von der Frage, wem wir eigentlich helfen, wenn wir helfen. Ein Heimatroman am unansehnlichsten Arsch der Welt.

**KATHARINA GOETZE**, 1984 in Dresden geboren. Lebt nach Stationen in England, Ägypten, Laos, Wien derzeit zwischen Berlin und Äthiopien. Studium der Journalistik, Soziologie und der Modernen Nahostwissenschaften in London, Kairo, Oxford. Neben dem Schreiben tätig in der Entwicklungszusammenarbeit, Humanitären Hilfe und als Coach. Preisträgerin beim Bundeswettbewerb Treffen junger Autoren, Lyrik in Fahrt und zeilen.lauf-Wettbewerb 2017. Finalistin des open mike 2018, des FM4-Wortlaut 2017 und 2019, des Irseer Pegasus 2020 und der Dresdner Miniaturen 2021. Stipendiatin des Künstlerdorfes Schöppingen (2020) und Writer in Residence bei »Pristina has no river« im Kosovo (2023). Ihr Dramolett »I heart Gorbitz« wurde 2019 in Kooperation mit Armada of Arts und dem Europäischen Zentrum der Künste Hellerau in Dresden aufgeführt.

E-Mail: [katharina.goetze@gmail.com](mailto:katharina.goetze@gmail.com)



## LESEPROBE

»JERIMENI«

\*

Ich glaube an das Schlechte im Menschen.

Wenn auf irgendwas in dieser Welt Verlass ist, dann darauf. So viel habe ich im Laufe meiner fast 40 Jahre kapiert.

Das heißt nicht, dass ich an sonst nichts glaube. An Großzügigkeit, naive Hoffnung, an einen Sternschnuppenschweif von gesundem Menschenverstand am Nachthimmel der Idiotie... All das kommt sicher hin und wieder auch vor. Ich bin schließlich kein Zyniker. Aber was das Schlechte angeht, gibt es wenig Verteilungsungerechtigkeiten.

Da ist zum Beispiel der Ami drei Tische weiter, der schon jetzt, früh am Morgen CNN Business so laut dreht, dass es die ganze Executive Lounge hören muss. Den Black Label hat er neben der Fernbedienung auf seinem Tisch geparkt, als wären Flasche und Peitsche sein Privatbesitz und nicht das kollektive Eigentum aller, die Lounge Access haben. Dazu hat er sich den gesamten Vorrat an Lachsrollchen vom Buffet auf seinen Teller geladen. Tausend Kilometer vom nächsten Ozean entfernt, an einem Ort, an dem es nur zweimal die Woche Räucherfisch-Import gibt.

Ihm gegenüber sein Girlfriend – schwarzer Body und schwarze Leggings, eng wie ein Neoprenanzug, goldene Ohrringe, schwarzer Pferdeschwanz mit Highlights. Sie tippt gelangweilt auf ihrem Smartphone herum und nippt dabei an einem Champagnerglas. Man könnte es sich jetzt in seiner intellektuellen Hängematte behaglich machen und einfach sagen: »Klar, der Ami ist der größte Arsch von allen.«

Aber ist er im Grunde nicht einfach nur genauso ein Arsch wie die Alte fünfzehn Stockwerke unter uns? Die jenseits der Glaswände der Lounge, auf der unvoreilhaftesten Seite der Stacheldrahtmauer des Imperial Gardens, auf ihre Schafherde eindrischt? Ihr Stock zischt lautlos durch die Luft und landet auf dem Rücken eines der Tiere am Rande der Herde. Es springt panisch hoch, die anderen schrecken auf und laufen jetzt auch. Mit ihren Schlägen mischt sie die ganze Herde auf. Wo die Viecher doch bloß in Ruhe am Rande der Wellblechhützensiedlung im Dreck grasen wollen. Wozu?

Der Unterschied ist eigentlich nur der: Der Ami ist ein reicher Arsch mit gutem Pass, einer Suite im Imperial und einer Handvoll der üblichen #firstworldproblems, dem wahrscheinlich jeden Monat ein fünfstelliges Dollargehalt für seinen Dienst an der Menschheit überwiesen wird. Die Alte hingegen hat eine dösige Schafherde, eine statistische Lebenserwartung von 54 Jahren, eine Hütte ohne fließend Wasser, dutzende Kinder und Enkel und – sehr wahrscheinlich – Hepatitis und/ oder Diabetes. Kurz: nicht sehr viel zu melden auf dieser Welt.

Die Kellnerin kommt vorbei, schenkt mir ungefragt Kaffee nach und will wissen, wie mein Frühstück ist.

»It's great«, behaupte ich und schiebe mir schnell ein Stück pochiertes Ei in den Mund.

»How do you enjoy your stay? Everything good? «, fragt sie wie ein höfliches Schulmädchen, das seine Zeilen zwar auswendig gelernt, aber noch nicht ganz verinnerlicht hat.

Ich nicke heftig, gebe ihr einen erhobenen Daumen.

Sie wartet geduldig ab, während ich zu Ende kaue.

»It's perfect«, sage ich schließlich. »Everything is just perfect.«

»Your first time in Ayn Sirata?«

Ich nicke matt.

Sie zeigt auf den Moloch auf der anderen Seite des Fensters. Da sind die hohlen Hochhausgerippe, die blau schimmernden Türme der Entwicklungsbanken, die stalinistischen Ministeriumsgebäude, der Morgenstau auf der aufgeheizten Airport Road, die feinstaubbedeckte Palmenallee, der Smog, der die Hügel am Rande der Stadt verschwinden lässt...

»You like it?«

»I love it«, sage ich und in meinem Inneren knirscht es. Vielleicht war da noch ein Stück Schale am Ei.

Sie lächelt erleichtert und räumt mein leeres Saftglas ab. Hinter ihrem Rücken steht das Neopren-Girlfriend auf und haucht dem Ami noch einen Abschiedskuss zu. Sie stöckelt davon, die Lounge-Tür fällt ins Schloss und der Ami macht ein Geräusch, das ich lieber schnell wieder vergessen will.

Dina hat immer behauptet, ich würde immer so furchtbar übertreiben, alles immer Schwarz und Weiß malen, immer »immer« und »nie« oder »alles« und »nichts« sagen, anstatt hin und wieder auch mal »manchmal« und »ein bisschen«.

»Ist die Welt denn nicht schwarz und weiß? «, habe ich sie gefragt.

»Well, I am brown«, war ihre Antwort. Sie war immer so... Sie war manchmal so. Ach, es ist ja auch egal.

Dina und mich vereint nur noch eine Scheidungsurkunde. Das Letzte, was ich von ihr gehört habe, ist, dass sie nach ihrer Mission in Gaziantep ein Haus in Lissabon gekauft hat. Keine Wohnung, ein Haus. Und sicher nicht allein. Aber das ist nicht mehr mein Problem. Mein Problem ist, dass ich lieber überall auf der Welt wäre als hier. Mein Problem ist, dass ich die nächsten Wochen damit verbringen soll, mir etwas aus dem Ärmel zu schütteln, von dem ich im Grunde keine Ahnung habe. Dass ich den Gig am Institut nur gekriegt hab, weil die Kacke am Dampfen war und ich Deutscher bin, genau wie die, die das Projekt finanzieren. Mein Problem ist, dass die Chefin, die mir hoffentlich erklären könnte, was diese Outreach und Partnership Strategy eigentlich sein soll, seit Wochen im Urlaub ist und auf keine meiner Mails antwortet.

Mein Problem ist, dass ich niemanden benennen kann, der mit mir ein Haus kaufen will. Dass ich nicht weiß, ob Alin überhaupt der Haus-Typ wäre. Mein Problem ist, dass Alin nicht mehr antwortet. Und dass ich im Dezember 40 werde und es wirklich schön wäre, wenn Alin nochmal ein Lebenszeichen gäbe, denn langsam gehen mir die Ideen aus. Der Ami, der jetzt auf Portugiesisch in sein Handy schreit und wahrscheinlich Brasilianer ist, schenkt sich nochmal ein. Wie kann man so früh schon saufen?

Ich ziehe einen Stapel avocadofarbener Servietten aus dem Halter, falte sie auseinander, eine nach der anderen. Dann bette ich das Croissant in die Mitte und wickle es vorsichtig ein, wie ein Neugeborenes. Eine Lage nach der anderen. So langsam, wie es mich bei anderen Leuten irritieren würde. Dass ich mich selbst irritiere.

Der Brasilianer-Ami legt auf, dreht CNN noch lauter. Eine White House Press Conference, die ich von meinem Tisch aus nicht sehen, nur hören kann. Gefolgt von der Nachricht über einen prominenten Broadway-Toten. 47 Jahre alt. Wurde berühmt mit Hits wie... Der Ami lehnt sich zurück, dann läutet sein Handy wieder.

Ich lasse das Croissant in meine Tasche gleiten.

Jetzt spricht er Englisch. Jetzt lacht er laut. Jetzt wird seine Stimme anschmiegsam: »Hun, you have no idea how much I miss you here. «

Ich stehe auf.

Gehe zu dem Brasilianer rüber, fische ein Lachsrollchen von seinem Teller und schiebe es mir in den Mund. Dann nehme ich den Black Label und die Fernbedienung an mich. Schalte CNN auf lautlos und sage »Obrigado«. Er starrt mich hilflos an, unfähig etwas zu entgegnen, denn er ist an ein wichtiges Gespräch gekettet, das er nicht einfach loslassen kann.

Ich nehme das unbenutzte zweite Saftglas auf meinem Tisch. Schenke mir ein. Drücke die Sertralin aus dem Aluminium. 75 Milligramm. Eine Ganze und eine Halbe. Erleichtert den Kontakt mit der Außenwelt.

Nur an Geburtstagen trinke ich vor zwölf.

Es fühlt sich erstaunlich gut an, der scharfe vertraute Geschmack in meiner Kehle, so früh am Morgen. Der Moment wird ein wenig zarter, zutraulicher. Warum eigentlich nicht? Wenn schon Ayn Sirata, warum dann nicht so? Ich falle in meinen Zebraessel zurück, atme alles, alles, alles aus. Die erste Woche ist schon fast rum, die übrigen vier werden auch irgendwie vergehen. Und dann... und dann...

Der Brasilianer sagt in eine ferne Zeitzone hinein »Good night, hun« und wirft mir einen Blick zu, der nur eine Drohung sein kann, weil er nichts preisgibt.

Ich nehme einen letzten Schluck vom Morgenwhisky, dann stehe ich mit einem taumelnden Ruck auf. Unter mir bewegt sich die Stadt. Die Schafherde der Alten ist mit ihr weitergezogen.

Wahrscheinlich ist es auch für mich langsam Zeit für die Arbeit.



**SENKA GORBUNOVA**

»JANIS«

Janis soll Litauen bei den Olympischen Spielen 2002 im Eiskunstlauf vertreten, im Einzellauf der Damen. Ein Glücksfall für einen Elitesportler aus seinem Herkunftsland, aber glücklich fühlt sich Janis nicht: Als trans Mann, der in der Sowjetunion in einer multinationalen Familie aufwuchs und nun in Kanada trainiert, kann er das Land und die Disziplin nur vertreten, wenn er seine Identität verdrängt. Ein Kreuzbandriss zwingt Janis innezuhalten und sich zu fragen: Was bedeuten für ihn Nationalität und Geschlecht und wie werden sie in den politischen Strukturen des Leistungssports repräsentiert? Er plant, den Spitzensport zu verlassen und sein Geschlecht anzugleichen, doch diese Veränderungen fordern ihn stärker heraus als alle Meisterschaften bisher. Unterstützt von seinem Team und seiner Familie, beginnt Janis, einen Raum für sich im Eiskunstlauf als Coach zu erkämpfen.

**SENKA GORBUNOVA**, 1993 in Novosibirsk geboren, studierte Komparatistik in Mainz und München, war 2010 Preisträgerin beim »schreibzimmer« im Frankfurter Literaturhaus und 2012 beim Treffen Junger Autor\*innen der Berliner Festspiele. Sie veröffentlichte literarische Texte rund um Transnationalität und Queerness in Zeitschriften und Anthologien.

E-Mail: [kgorbuno@gmail.com](mailto:kgorbuno@gmail.com)





**LESEPROBE**

»JANIS«

\*

Nach der Bekanntgabe verändert sich alles. Janis will höher, besser, schneller, mehr Eiszeit, mehr Sprungversuche bei jedem Training, mehr Atemzüge für die brennende Lunge, als die Nase einziehen kann.

Jedes »Mehr« will geplant sein: Mehr Geld für das Training mit Inga Jakowlewna bedeutet kein Flug nach Vilnius über die Weihnachtszeit. Intensivere Trainings zur Weihnachtszeit bedeuten ein unnötiges Erschöpfungsrisiko bis zu den Olympischen Spielen. Weniger Trainieren bedeutet, dass Janis eben doch nach Vilnius könnte, um dort bei Familienfeiern am Tischrand zu sitzen und darüber nachzudenken, wie seine Muskeln sich abbauen, während er nicht trainiert. Weniger Trainieren bedeutet ein stärkeres Gefühl von Unsicherheit und instabiles Performen. Da könnte Janis gleich ein Gänseblümchen vor dem Kurzprogramm rupfen: Vermasselt's, vermasselt's nicht...

Inga Jakowlewna zeichnet Graphen und Zeitstrahlen, während Janis brav an der Bande wartet. Sie schnipst in seinem Sichtfeld, wenn er wieder Löcher in die Luft starrt. Sie zeigt ihm: Siehst du, da machst du eine Pause und zwar wirklich und da trainierst du, aber mit voller Anwesenheit, ja, auch mit dem Kopf. Mach Achtsamkeitsübungen jeden Morgen, jeden Mittag, jeden Abend. Mach Achtsamkeitsübungen im Traum. Das sagt sie natürlich so nicht, aber das ist das, was Janis hört. Er würde ihr gerne erklären, wie das funktioniert, dass er, um sich zu konzentrieren, nicht präsent sein darf. Aber er kann es nicht mal sich selbst erklären, was ihn verunsichert, wenn er achtsam ist. Wie soll er die schlechte Laune erklären, die wie aus dem Nichts über ihn hereinbricht, wenn er im Kostüm den Brustansatz mit dem Oberarm streift, wenn das Becken einknickt, wenn er wendet oder die Fußspitze antippt, wenn er bei den Tanzstunden in erster Reihe vor dem Spiegel steht. Janis' Körper sei das Werkzeug, das er formen würde, sagt Inga Jakowlewna. Seine Verstimmung sei demnach Ausdruck seines Willens, an dem Werkzeug weiterzuarbeiten, also etwas Gutes. Sein Körper kann fast alle dreifachen Sprünge, seine Füße sind exzellentes Gleiten gewohnt, die Gruppierung bei den Pirouetten könnte besser sein, da muss er aufpassen, den Oberkörper kompakt halten, keine Muskelmasse an den Schultern aufbauen.

Am besten performt Janis, wenn er den eigenen Körper nicht spürt, auch wenn der nach Aufmerksamkeit verlangt, mit den Blutergüssen und Blasen und Prellungen. Janis weiß, wie er den Schmerz zurückdrängt, ihn im Hinterkopf klein hält, um von ihm absehen zu können. Halb aufmerksam, so gut wie gar nicht, als sei er ein in den Körper gekleideter Geist, der sich klein macht, um mit den Geisterarmen und den Geisterbeinen nur minimalst die Haut von innen zu berühren, gerade noch so, um sie präzise bewegen zu können. Wenn es gut läuft, konzentriert er sich ausschließlich darauf, zur Musik zu gleiten. Wenn er sich bewegt, ist er ganz Bewegung. Die Grenze des eigenen Körpers existiert nicht mehr, er bricht aus ihr aus.

Inga Jakowlewna sieht ihm an, wenn er sich zu weit in den Kopf zurückgezogen hat: »Das braucht mehr Fleisch als beim jetzigen Durchlauf.« Mjaso, das sagt sie wirklich so, Fleisch, und schlägt die flachen Hände aneinander. »Ich sehe dir an, dass du sie machst, weil du es musst, das darf ich dir nicht ansehen. Das muss kommen, und baam, da bist du!«

\*\*\*

Als Janis acht Jahre war und nach dem Probetraining von seiner Mama nach Hause gebracht wurde, hat sie beteuert, dass Janis nie – nur über ihre Leiche – bei dieser Leningrader Trainerin, dieser Inga Jakowlewna trainieren würde. Denn die habe Kinder wie Fleisch angesehen, kaip į mėsa. Inga Jakowlewna hatte nach der Höhe der Eltern und der Großeltern gefragt, nach ihren Schuhgrößen, danach, ob die Frauen in der Familie gebärfähige Becken besäßen. Sie hatte Janis gelobt, das Kind sei klein und langgliedrig, als ob das Janis' Verdienst wäre. Janis streckte die Wirbelsäule vor Stolz, dass er so einen guten Körper hätte. Seine Mama regte sich darüber auf – gelobt werden für etwas, was man nicht kontrollieren kann, das konnte doch nicht gut enden. Sie hatte mehrere Tassen Kräutertee ausgetrunken, die Empörung in einem Wortschwall auf Janis' Papa erbrochen und sich dann daran erinnert, dass sie keine Wahl hatten... Eigentlich sei es halb so schlimm, die Angst habe eben große Augen und Inga Jakowlewna spräche beim Probetraining im Diminutiv. Spitze Kniechen, weiche Ärmchen, große Äuglein. Jedes Kind rufe sie *solnze*, Sonne.

Die Trainerin aus Leningrad galt es, mit großem Blumenstrauß und einer Torte im Vilniuser Eispalast willkommen zu heißen. Sie bedankte sich knapp, legte die Blumen zur Seite und bat, sie sofort in die Eishalle zu bringen, sie wolle sich umsehen. In einer Prozession im Gänsemarsch kreisten sie um die Tribüne, vorne Inga Jakowlewna, hinter ihr das ganze Personal des Stadions. Es war kaum vorstellbar, dass sie demnächst in den hinteren Kammern mit ihnen Plätzchen essen und Trainingspläne durchgehen würde. Ob sie jetzt gemeinsam das Vilniuser Trainingskomitee für Eiskunstlauf gründeten? Ob sie jetzt den Grundstein für die litauische Eiskunstschule legten? Frische Talente für die sowjetische Olympia-Reserve... Janis' Mama zischte ihre Kolleginnen an, sie sollten sich mal nicht zu viel vornehmen und still sein und den Gast mit ihren Ambitionen nicht belästigen. Dabei schwärmten auch in ihrem Kopf Gedankenketten umher, ob die Aushänge positiv ihre Arbeit repräsentierten, ob das Eis zufriedenstellend gepflegt war, ob die Räume denn auch sauber genug waren. Wer weiß schon, welchen Standards sie nun genügen würden müssen?

Inga Jakowlewna vermittelte den Kindern und ihren Eltern Pragmatismus. Es ging ihr nicht um sie als Personen oder um Schönheit oder um ihr Essverhalten, sondern um das Potenzial, das in jedem der Körper steckte: Es waren Körper, die bestimmte Elemente bereits konnten und bestimmte Elemente noch nicht. Es waren Körper mit instabilen Knöcheln und schnell wachsenden Knochen, mit denen zeitweise sanfter umgegangen werden musste, damit sie einem länger erhalten blieben. Sie sagte den Kindern: Egal, wie eure Körper wachsen, sie sind schön, sie sind gesund, aber nicht jeder Körper ist für den Eiskunstlauf geeignet. Das wurde zum höchsten Ziel: In einem geeigneten Körper heranzuwachsen. Ein geeigneter Körper ist klein, hat eine flache Brust und ein schmales Becken, hat lange Beine und weiche Arme. Jeder Kinderkörper hatte das Potenzial, ein geeigneter Körper zu werden. Vielleicht nicht für das sowjetische System, wo es viele Mitstreiterinnen gab, aber im Ausland. Das sagte Inga Jakowlewna nur den Eltern der Kinder, bei denen bereits ungünstige Wachstumsansätze bemerkbar wurden. Sie flüsterte ihnen zu, ob sie denn Möglichkeiten hätten, zu *gehen*?

Janis' Mama saß dabei, brühte Tee auf, reichte den Eltern Baldrian und betete jede Nacht, dass es sie nicht treffen würde, dass Janis' Körper für das sowjetische System geeignet heranwuchs, aber nicht so gut geeignet, dass sie ihn nach Leningrad beriefen. Denn sie machte sich keine Illusionen, Inga Jakowlewna hatte Anweisungen: Die Kinder, die besonders positive Ergebnisse erzielten, durfte sie nicht in Vilnius behalten. Janis' Mama wagte es nicht Vermutungen anzustellen, warum Inga Jakowlewna nach Vilnius geschickt worden war – einerseits, klar, um talentierte Kinder aus den »Regionen« zu suchen, die motivierter, dankbarer, ehrgeiziger wären, andererseits war es eine Sackgasse für Inga Jakowlewna, sie würde keine Gewinner heranziehen dürfen, solange sie in Vilnius blieb. Ob die Trainerin jemanden in Leningrad verstimmt hatte? Dieses Flüstern in den Hinterzimmern zeugte nicht gerade von einer vorbildlichen Einstellung zur KPdSU. Aber Janis' Mama war hatte Gott nicht das Recht, das zu verurteilen.

**BERNHARD HECKLER**

## »DER JENNY-EFFEKT«

Heinz steht vor den Trümmern seiner Existenz: Wegen Lebensmittelfälschung vor Gericht, pleite, von seiner großen Liebe Jenny über Nacht verlassen. Da macht ihm sein bester Freund Franky ein Angebot: Er will eine Wrestling-Show auf das Oktoberfest bringen. Die Amateur-Bodybuilderin Betül, der alternde Schlagersänger Rocko und andere Gestalten aus der Münchner Halb- und Viertelwelt sind schon dabei. Das Ziel: Ruhm – und ein paar Zehntausend pro Kopf. Heinz soll ein Show-Skript entwickeln und den Wiesn-Chef zur Genehmigung des nie dagewesenen Kulturbruchs überreden. Ein Erpressungsversuch geht schief, und Heinz findet sich als Geisel im Keller eines Bauernhauses wieder. Er wird konfrontiert mit der Schuld, der Trauer und dem Verrat, die ihn dorthin gebracht haben. Am Ende der Geschichte ist ein Mensch gestorben, und einer hat gerade so überlebt. Und doch ist da: Hoffnung, trotz allem.

»Der Jenny-Effekt« ist eine Geschichte über Gemeinschaft an den Rändern der Gesellschaft, über Humor als Antwort auf Schmerz, und nicht zuletzt die Geschichte einer großen, tragisch verlaufenden Liebe.

**BERNHARD HECKLER**, geboren 1991 in München, hat in Regensburg, Istanbul, Wien und München Politikwissenschaft und Journalismus studiert. Stipendiat der Bayerischen Akademie des Schreibens, der FAZIT-Stiftung und der Heimann-Stiftung. Ausbildung an der Deutschen Journalistenschule. Schreibt für die *Süddeutsche Zeitung*, die *ZEIT* und deren Magazine. Sein Romandebüt »Das Liebesleben der Pinguine« erschien 2021 bei Tropen. Er lebt in München.

E-Mail: [bernhard.heckler@posteo.de](mailto:bernhard.heckler@posteo.de)



## LESEPROBE

»DER JENNY-EFFEKT«

\*

»Was gibt's da nicht zu kapieren. Also nochmal für dich zum Mitschreiben. WRESTLING-AUF-DEM-OKTOBERFEST.«

In all den Jahren, in denen ich Franky jetzt kannte, hatte ich ungefähr fünf- bis sechstausend Geschäftsideen von ihm gehört. Die hier war selbst für seine Verhältnisse abenteuerlich, aber sie hatte ihren Charme.

Mein letztes Geschäft mit Franky war drei Jahre her. Wir betrieben als gleichberechtigte Geschäftsführer, aber unter meinem Namen, eine Firma für Wohnungsaufösungen.

Eine junge Frau hatte uns angeheuert, die Wohnung ihrer Großeltern zu entrümpeln.

Franky hatte zusätzlich zu den Tagelöhnern, die für die Schwerarbeit zuständig waren, auch seine Bekannte Jenny angerufen. Jenny hatte ein gutes Auge für Wertgegenstände und kleine Hände, mit denen sie in allen Winkeln und Schubladen nach versteckten Ringen, Halsketten und sonstigen Schätzen suchte. Sie war für den Verkauf zuständig, der Erlös ging durch drei.

Wenn Angehörige in den aufzulösenden Wohnungen anwesend waren, ging es immer still und pietätvoll zu. Waren wir allein, wurde der Umgangston deutlich entspannter.

Die junge Frau hatte sich zum Mittagessen verabschiedet und wir gingen gut gelaunt unserer Arbeit nach. Franky rief: »Los, mein Trüffelschweinchen, such!« Jenny durchwühlte das Nachtkästchen und machte humoristische Grunz-Geräusche. »Feines Trüffelschweinchen!«, rief Franky.

Jenny erstarrte in der Bewegung. »Das glaub ich jetzt nicht.« Die Nachttischschublade hatte einen doppelten Boden. Darunter lag ein filigranes, ovales Schmuckstück.

»Das ist ein Miniatur-Rothschild-Ei«, flüsterte sie. »Zeig mal her«, forderte Franky sie auf und rief auch mich dazu. Die glänzende Kostbarkeit aus Roségold und Edelsteinen füllte gerade so Jennys kleine Handfläche. »Fünfstellig, vielleicht sechsstellig«, flüsterte sie. »Du bist kein Trüffelschwein, du bist die eierlegende Wollmilchsau«, sagte Franky und küsste Jenny so stürmisch auf die Backe, dass seine Kauleiste leicht verrutschte. (Franky hatte eine Vergangenheit als Steilwandfahrer auf Volksfesten. Vor ein paar Jahren war er mit seinem Motorrad von der Wand gestürzt und hatte sich vier Vorderzähne der oberen Zahnreihe ausgeschlagen, einen Liter Blut verloren und mangels Zahnzusatzversicherung eine mittelwertige Prothese aus Porzellan bekommen, die nicht perfekt passte.) Als ich den Blick hob, standen plötzlich nicht mehr drei Personen um das Miniatur-Rothschild-Ei herum, sondern vier.

»Was haben Sie denn da?«, fragte die junge Frau.

»Nur Alte-Leute-Nippes« sagte ich, »sowas finden wir am laufenden Band, das kommt in die Tonne mit der restlichen Keramik.«

»Sie meinten ja, alles kann weg«, schob Franky hinterher.  
 »Ja, das würde ich dann aber doch gern behalten«, sagte die junge Frau.  
 »Den Schrott entsorgen wir schon für Sie«, sagte Jenny. Ihre Finger schlossen sich um das Ei. »Dafür sind wir doch da.«  
 »Wer sind Sie eigentlich?«, fragte die junge Frau. »Sie waren vorhin noch nicht da.«  
 »Ich helfe nur mit beim Runtertragen«, sagte Jenny.  
 »Sie schauen aber nicht so aus, als könnten Sie viel tragen«, sagte die Frau. »Geben Sie mir jetzt das Ei?«

Die Frau streckte die Hand aus. Jenny schloss ihre Faust fester um das Kleinod, das uns für drei, vielleicht sogar vier Monate von der ewigen Last der Forderungen, Schulden und Nachzahlungen befreien konnte, die unsere Leben bestimmte. Sie schaute kurz zu mir und rannte dann einfach los. Die Frau schrie und kramte in ihrer Tasche. Als ich mich zu ihr drehte, sah ich, dass sie mich mit ihrem Handy filmte. »Ich werde gerade vom Räumungsunternehmen Heinz Hammer ausgeraubt!« (Ich hatte mir vor vielen Jahren diesen Künstlernamen eintragen lassen und seither zwei bis drei Handvoll GbRs unter diesem Namen gegründet, die Kunden standen drauf, Heinz Hammer war ein top Werbungsname). »Dieser Mann ist Heinz Hammer, er nutzt die Trauer fremder Leute aus, um sie auszurauben, nehmen Sie sich vor ihm in Acht!«

Zusammen mit Jenny rannte die Zukunft meiner Firma das Treppenhaus runter und zur Haustür hinaus. Ich nahm die Verfolgung auf. An der Straßenecke holte ich sie ein. Sie wehrte sich mit aller Kraft, und mir blieb nichts anderes übrig, als sie niederzuringen.

»Heinz, bitte, überleg doch«, japste sie unter mir, »sechsstellig. Du weißt, wie sehr ich das Geld brauch. Und ich weiß, du brauchst es auch.«

»Für heute ist es vorbei«, sagte ich. »Morgen ist ein neuer Tag mit neuem Glück, aber hier können wir nichts mehr holen. Die hat uns auf Video.«

Jenny konnte eine Hand befreien und bohrte mir ihren kleinen, spitzen Zeigefinger ins Auge. Ich schrie. Sie biss mir ein kleines Stück meines Handballens aus und konnte sich befreien. Meine Hand pochte, ich zog eine Blutspur hinter mir her, als ich wieder die Verfolgung aufnahm. Als Jenny versuchte, eine Böschung hinaufzuklettern, sprang ich ihr von hinten in die Beine. Jenny schlug hart auf dem Hügel auf und das Miniatur-Rothschild-Ei fiel ihr aus der Hand, hüpfte knapp an mir vorbei auf den Bordstein und von da aus in den Kanaldeckel.

Weil der tatsächliche Wert des Schmuckstücks nie festgestellt wurde, kam Jenny mit einer Bewährungsstrafe von drei Monaten wegen Diebstahls davon, ein mildes Urteil, sie galt nicht als vorbestraft. Ihre Auflagen erfüllte sie vierzig Stunden pro Woche Restaurants beliefernd im von mir gegründeten »Trüffel-Import-Export Heinz Hammer«. (Slogan: »Hammermäßige Trüffel!«) (Nachdem die junge Frau das Video auf diversen sozialen Plattformen hochgeladen hatte, kamen bei »Räumungen Heinz Hammer – mit Hammer und Herz« keine Aufträge mehr rein.)



Nach Feierabend führte ich Jenny zum Essen aus. Nach Ablauf der Bewährung zog sie zu mir in die Wohnung. Sie hatte einen guten Einrichtungsgeschmack und, im Gegensatz zu mir, Freude an Natur und Bewegung. Durch unsere vielen Waldspaziergänge nahm ich ab, und mein chronischer Husten wurde besser. Ich rauchte auch kaum noch. Vor dem Schlafengehen küsste sie immer die kleine Kuhle, die ihr Biss damals in meinem Handballen hinterlassen hatte.

Zwei Jahre versuchten wir, ein Kind zu bekommen. Jenny musste wegen einer lebensbedrohlichen Eileiterschwangerschaft notoperiert werden, danach war eine Geburt auf dem natürlichen Weg nicht mehr möglich. Wir versuchten, ein Kind zu adoptieren. Weil wir hoch verschuldet waren, kamen wir nirgends in Frage. Als ich ihr einen Heiratsantrag machte, lehnte sie ihn ab. Zwei Monate später wachte ich auf und die rechte Seite des Betts war leer. Sie hatte nicht viel mitgenommen, die meisten ihrer Klamotten hingen noch im Schrank. Sie hatte einen Zettel hinterlassen, auf dem stand:

*Es tut mir so leid. Ich muss das tun. Vergiss mich.*

Noch nie habe ich jemanden so sehr geliebt.

Ich wurde Vierzig und in mir breitete sich die schale Gewissheit aus, dass ich auch nie wieder so lieben würde.

Ihre Handynummer funktionierte nicht mehr. Sie zu suchen, kam mir falsch vor. Der Zettel war unmissverständlich. Trotzdem tobte in mir die schmerzhaft Hoffung, sie würde bald einfach so wieder auftauchen, genauso plötzlich, wie sie verschwunden war. Jedes Mal, wenn mein Handy klingelte, dachte ich zuerst für den Bruchteil einer Sekunde, sie wäre dran.

»Ja, hallo?«

»Gibt's dich noch«, sagte eine Stimme, die eindeutig nicht Jenny gehörte. Sie klang nach einer Million Chesterfield ohne Filter. Obwohl nicht Jenny dran war, erschien mir der Anruf wie aus dem Jenseits, einem mehrere Lichtjahre entfernten Universum.

Franky hatte gehört, dass »Trüffel-Import-Export Heinz Hammer« pleitegegangen war. (Ich hatte schwarzen Trüffel chemisch gebleicht und als weißen Trüffel für das Fünffache verkauft, die Sache war aufgefliegen, drei Monate auf Bewährung, nicht weiter schlimm also.)

»Sprich, du bist wieder vakant«, sagte er. »Ich hab das was. Drei Shows pro Tag, drei Wochen lang, mit einer Story von Anfang bis Ende. Wrestling ist Theater, Show! Bedeutet a: Nur sieben Prozent Umsatzsteuer«, (Franky ahmte das Geräusch einer sich öffnenden Registrierkasse nach, etwa: »ka-tsching«), »und b: da brauchts ein Drehbuch! Deswegen brauch ich einen, der mir was schreibt«, sagte er. »Du bist doch einer, der was schreibt.« »Tagebuch«, sagte ich. (Damit hatte ich angefangen, um Jennys Verschwinden aufzuarbeiten.)

»Du hast Fantasie, du kannst erzählen, darum geht's! Ich seh da was in dir!«

»Ah ja, na das ist ja schön, so eine Ehre«, sagte ich.

»Mit Wrestling kennst du dich aus?«

»Geht so.«

»Gehtsogehtso. Sag doch mal zu irgendwas ja!«

»Alsogutja.«



**JOHANNA HIEBLINGER**

»UNBEFRISTET«

Mariella ist die neue Junior-Controllerin, mit Betonung auf »Junior«. Für sie ist klar, in der Hackordnung will sie nicht ganz unten bleiben. Aber ab Tag Eins wird sie missverstanden, überhaupt passieren ihr ständig Fehler, und anstatt sich hochzuschlafen, verliebt sie sich in den Häftling aus dem Resozialisierungsprogramm. Alle sind mit ihr unzufrieden, ein Erfolg muss her, rasch. Als ein Budgetloch gestopft werden soll, kann Mariella endlich mit ihren Berechnungen punkten. Jemand verliert seinen Job, für sie winkt der ersehnte unbefristete Vertrag. Doch dann passieren unheimliche Dinge. Der Chef speit Feuer, der Vorgänger ergraut über Nacht, die Empfangsdame stürzt vom Dach. Will Mariella hier wirklich »unbefristet« bleiben? Ihr kommen Zweifel – vielleicht zu spät.

Satire oder Büroalltag? Surrealität oder Wirklichkeit? »Unbefristet« erzählt von einer Arbeitswelt, die von den Menschen Besitz ergreift, noch bevor die Tinte auf dem Arbeitsvertrag trocken ist.

**JOHANNA HIEBLINGER**, geboren 1981 in Wien, studierte Betriebswirtschaft und arbeitete ein gutes Jahrzehnt lang im Controlling. Aktuell schreibt sie an ihrem ersten Roman, organisiert Schreibworkshops (»Schreibwerkstatt Waldviertel«) und wirkt bei einem Filmprojekt als dramaturgische Beraterin mit. Sie ist Absolventin der Leondinger Akademie für Literatur und veröffentlichte Kurzgeschichten in Literaturzeitschriften und Anthologien. 2020 erreichte sie den 2. Platz beim fm4-Wortlaut-Wettbewerb. Sie lebt in Wien.

E-Mail: [johanna.hieblinger@gmail.com](mailto:johanna.hieblinger@gmail.com)



## LESEPROBE

»UNBEFRISTET«

\*

### 1 - Ein Fluch

Dem Portier werde ich als Erstes vorgestellt. Mein Vorgänger sagt: »Das erledigen wir besser gleich.«

Wir gehen um das Pfortnerhaus herum. Nach vorne, zu den Autoschranken hin, ist das Fenster, auf der Hinterseite eine Tür, zu der man zwei Stufen hinaufsteigt. Neben der Tür hängt ein Messingschild, darauf steht ein Name, darunter steht »Oberkontrollor«. Ich flüstere: »Ist das ein Witz?«

Mein Vorgänger antwortet nicht, er klopft an die Tür.

»Moment«, kommt eine Stimme von der anderen Seite. Wir warten.

»Jetzt!«

Mein Vorgänger drückt die Türklinke nach unten. An der Wand ohne Fenster steht ein Schreibtisch mit mehreren Videomonitoren, davor sitzt der Portier auf einem Drehsessel. Der Raum ist gerade zwei Mal zwei Meter groß und fühlt sich zu klein an für uns drei. Der Portier stößt sich an der Schreibtischkante ab und schwenkt die Beine zu uns herum.

»Mariella«, stelle ich mich vor.

»Die neue Junior-Controllerin«, sagt mein Vorgänger, betont dabei das »Junior« und ich schiebe die Schultern zurück. Der Portier steht auf.

»Ich kontrolliere auch«, sagt er zu mir und drückt meine Hand zu fest, »ewig schade«, sagt er zu meinem Vorgänger, »dass du gehst.«

»Weißt eh«, sagt mein Vorgänger, und der Portier sagt: »Eh.«

Ich sehe mich um. In einem Regal liegen Werkzeuge, darüber hängen mehrere Sägen an der Wand, auch eine Motorsäge. Über dem Schreibtisch, über den Monitoren, hängt ein Jahreskalender mit dem Foto eines Models. Das Model trägt eine Unterhose aus Moos, oben nichts, die Brustwarzen sehen unnatürlich groß aus.

»Rauchen wir noch eine«, sagt der Portier und deutet mir nach draußen zu gehen, und der Vorgänger macht dieselbe ungeduldige Handbewegung.

Hinter dem Pfortnerhaus ist ein gestreifter Sonnenschirm aufgespannt, die Sorte, die man im Italienurlaub an einem Strandkiosk kauft. Der Sonnenschirm ist auf eine Metalltonne montiert, die Metalltonne hat oben ein Gitter und fungiert als gigantischer Aschenbecher, wie ich auf den zweiten Blick feststelle, zur Hälfte ist sie gefüllt mit Zigarettenstummeln.

Wir stellen uns um die Tonne herum auf. Der Portier zündet sich eine Zigarette an.

»Hast du gehört?«, sagt er.

»Was?«, sagt mein Vorgänger.

»Den Drabek hat's erwischt.«

»Ach so?«

In der Stimme meines Vorgängers ist ein Zweifel. Als würde er den Portier doch nicht ganz ernst nehmen.

»Wer ist das?«, sage ich zu meinem Vorgänger, und er nickt kurz, als würde das die Frage beantworten.

»Sechsenddreißig Jahre Firma«, sagt der Portier, »und dann, fünf Wochen nach der Pensionierung: Bauchspeicheldrüse.«

»Ist er schon?«, sagt mein Vorgänger.

»Noch nicht«, sagt der Portier, »aber mit der Diagnose.«

»Du bist gut informiert«, sagt mein Vorgänger.

»Wir sind befreundet«, sagt der Portier.

»Du und der Drabek?«

»Ich bin mit allen befreundet.«

Der Portier zwinkert mir zu. Ich schaue nach oben. Der gestreifte Stoff hat einen Gelbstich.

»Er ist der Vierte«, sagt der Portier jetzt mehr zu mir als zu meinem Vorgänger.

»Der Vierte was?«, sagt mein Vorgänger für mich und sieht auf die Uhr. Der Portier dämpft die Zigarette auf dem Gitter der Tonne aus.

»Der Vierte in einem Jahr, der ein halbes Jahr nach der Pensionierung.«

»Alle Bauchspeicheldrüse?«, frage ich. Der Portier sieht mich mit zusammengekniffenen Augen an.

»Lunge, Prostata, Autounfall.«

»Oj«, sage ich und frage mich, ob vier viel ist oder normal bei einer Belegschaft von dreitausend.

»Ein Fluch liegt auf der Firma«, sagt mein Vorgänger in einem fröhlichen Singsang-Ton und tritt unter dem Schirm hervor. Ich folge seinem Blick zum Firmengebäude hinauf. Die Sonne reflektiert in den großen Fensterflächen.

»Das ist kein Fluch«, sagt der Portier, »das ist der Asbest.«

## 2 – Eine Schätzung

Der Chef hat Geburtstag und ich bin die erste in seinem Büro. Mein Vorgänger holt die Sektgäser, der Senior Controller, er heißt Erwin, verpackt das Geschenk, für das er von mir in der Mittagspause zwanzig Euro abkassiert hat. Die Buchhalterin winkt ab, als ich sie frage, ob sie auch kommt.

»Schon eingelebt?«, fragt der Chef.

»Auf jeden Fall«, sage ich. Die letzten zwei Tage sind mit dem Warten auf die IT-Abteilung vergangen, irgendein Problem mit dem Initialpasswort für meinen Account.

»Du trittst in große Fußstapfen«, sagt der Chef.

»Auf jeden Fall«, sage ich nochmal und kichere. Der Vorgänger hat besonders kleine Füße für einen Mann, so etwas fällt mir auf, ich schaue immer zuerst auf die Füße.

»Ist das lustig?«, sagt der Chef.

»Nein, natürlich nicht«, ich räuspere mich, »ich freue mich auf die Aufgabe.«  
 Er nickt und schaut auf sein Handy.  
 »Alles Gute zum Geburtstag«, sage ich, um das Thema zu wechseln. Der Chef lacht.  
 »Und? Wie alt schätzt du mich?«  
 Ich zögere, dann sage ich: »Vierundvierzig«, um sicherzugehen.  
 »Neununddreißig«, sagt er, und ich sage: »Oj.«  
 Mein Vorgänger kommt mit den Sektgläsern herein, hinter ihm Erwin, gefolgt von einem, den ich noch nicht kenne. Erwin trägt die Flasche Sekt und das Geschenk.  
 »Alles Gute, Chef«, sagt er. Die beiden umarmen einander.  
 »Stell dir vor«, der Chef deutet auf mich, »unsere Marilli hier schätzt mich auf fünfundvierzig.«  
 »Vierundvierzig«, sage ich, und der, den ich noch nicht kenne, lacht.  
 »Ich bin der Toni«, stellt er sich vor. Ich schüttele seine Hand.  
 »Unser Praktikant«, sagt der Chef. Toni sieht zu alt aus für einen Praktikanten. Er ist sicher zehn Jahre älter als ich, vielleicht auch schon vierundvierzig.  
 »Du heißt Marilli«, sagt Toni.  
 »Mariella«, sage ich. Erwin lässt den Sektkorken knallen. Der Chef packt das Geschenk aus, ein Aufguss-Set für die Sauna.  
 »Von einem finnischen Designer«, sagt Erwin.  
 »Ein Wahnsinn«, sagt der Chef.  
 »Die anderen haben sich auch beteiligt.«  
 Erwin öffnet die Glückwunschkarte und deutet auf die Unterschriften.  
 »Da kommt ihr dann alle zu mir«, sagt der Chef und schwenkt die Aufgusskelle.  
 »Seine Sauna ist oben auf dem Dach. Blick über die ganze Stadt«, sagt Erwin.  
 »Wow«, sage ich, als der Chef mich ansieht.  
 »Gibt nichts Feineres«, sagt er, »als da oben sitzen und den ganzen Dreck rausschwitzen.«  
 »Prost«, sagt Erwin und hebt sein Glas, »auf dich.«  
 »Das wirst du alles verpassen«, sagt der Chef zu meinem Vorgänger, »die Marilli wird statt dir in der Sauna schwitzen.«  
 »Einiges wird anders werden«, sagt mein Vorgänger und zum ersten Mal, seit ich ihn kenne, lächelt er.  
 »Drei Wochen habt ihr noch gemeinsam«, sagt der Chef und auf einmal hat er wieder einen dienstlichen Ton, »ich will, dass du«, er deutet auf mich, »alles aus ihm rausholst, was er weiß.«  
 Ich nicke hastig.  
 »Ich verlass' mich auf dich«, sagt der Chef zu mir und dann wechselt er wieder den Tonfall, »Sauna war doch in deinem Lebenslauf? Als Hobby?«  
 »Flora und Fauna. Ich mag die Natur.«  
 Ich denke an den Lebenslauf. Toni prostet mir zu und grinst, als wüsste er Bescheid.

**PATRICK KLÖSEL**  
»TRIADIC CLOSURE«

Am SUDA-Kollektiv kommt keine Kulturgeschichte Münchens der späten 2010er-Jahre vorbei. Unzählige Legenden ranken sich um die »Maßnahmen« (konspirative Treffen um 7:40 Uhr) und ästhetischen Codes der Gruppe, ebenso wie um die Zeitschriften FUSSEL und PATENT, die mit dem Kollektiv assoziiert werden. Die Gruppe hat mehrere innovative Künstler\*innen verschiedener Sparten hervorgebracht, wie etwa den Rapper Norbert Brösel, die Performance-Künstlerin und Kuratorin Thekla von Baden, und den Lyriker Magnus Brimser. Mithilfe von erstmals zugänglichen Originaldokumenten und gespickt mit viel Lokalkolorit rekonstruiert der Roman »Triadic Closure« Aufstieg und Fall des SUDA-Kollektivs im »allergiegetesteten Innenraum« München.

**PATRICK KLÖSEL**, geboren 1995, ist bei Bamberg aufgewachsen und hat in Süddeutschland, Paris, und Neuengland gelebt und studiert. Teilnahme an der Schreibwerkstatt München, an Seminaren des Studios Literatur und Theater Tübingen, der Bayerischen Akademie des Schreibens, des Literary Arts Programs der Brown University und den Open Poems 2021–2022. Mit »Triadic Closure« war er Finalist beim 29. open mike 2021. Er promoviert in Berlin und Potsdam zu Methoden der Klimafolgenforschung. Seine Texte erschienen zuletzt in *cogito – Halbjahreszeitschrift für Philosophie* (2019), *Die Funzel. Hotspot für präventive Studien* (2019, 2020), *The Graduate Review* (2021) und im »Jahrbuch für Lyrik 2023«. E-Mail: [patrick.kloesel@posteo.de](mailto:patrick.kloesel@posteo.de)



**LESEPROBE**

»TRIADIC CLOSURE«

\*

Thekla und Magnus hatten sich in den letzten Wochen verstärkt mit dem Europäischen Patentamt beschäftigt, das seinen Hauptsitz in München hat. In einem Antiquariat in der Schellingstraße waren sie auf alte Ausgaben einer offenbar im Untergrund herausgegebenen Lyrikzeitschrift gestoßen, die von anonymen Mitarbeiter:innen des Patentamts herausgegeben wurde. Dort stießen sie auf Lyrik, die die beiden so noch nie gesehen hatten. Ein Essay, der in einer der ersten Ausgaben in den 80ern erschienen war, argumentierte gegen die Existenz jeglicher Neologismen. Dieses Konzept sei leer, und das aus mindestens drei Gründen. Erstens, zweitens, drittens, alles sehr überzeugend. Andere Ausgaben enthielten für Thekla und Magnus völlig unverständliche Gedichte, die semantisch die Grenze des Verständlichen um mehrere Meilen überschritten hatten.

Der Antiquar konnte zu diesen Ausgaben leider nur wenig sagen, sie waren durch mehrere Wohnungsaufösungen in seinen Besitz gelangt, und nur knapp dem Schredder entkommen.

Der einzige Hinweis, den der grauhaarige Mann geben konnte, betraf einen kleinen Friseurladen am Leonrodplatz, in dem gelegentlich Lesungen stattfanden, und in dessen Hinterzimmer man – bei Nennung des geeigneten Passworts – schwierige Lyrik zu einem hohen Preis erwerben konnte, ein Tipp einer mittlerweile verstorbenen Stammkundin des Antiquariats.

Die beiden verfolgten diese Spur an einem heißen Julitag und klopfen an der Tür des Friseursalons. Auf die Reaktion des Türstehers, »nur für Mitglieder«, antwortete sie entsprechend »Wir sind Mitglieder«, und sie wurden eingelassen. Im Keller des Friseursalons stand eine alte, mechanisch betriebene Druckerpresse, und alle Ecken waren mit Ausgaben der Lyrikzeitschrift vollgestapelt, alte und neue.

Der Friseur stellte letztlich auch den Kontakt zu der Gruppe PATENT her. Schon seit mehreren Jahrzehnten veröffentlichte diese Gruppe Lyrik, die sozusagen als Nebenprodukt der täglichen Patentproduktion entstand. Für jeden neuen Patentantrag mussten neue Wörter erfunden werden, jedes neue Bauteil brauchte schließlich einen Namen – und das in allen 24 Amtssprachen der Europäischen Union! So war häufig die Hauptbeschäftigung der Patentprüfer:innen in allen Disziplinen die Erschaffung neuer Wörter, die in der rechtlichen Sprache für Klarheit sorgen sollten. Diese Wörter ließen sich natürlich sofort auch für Lyrik verwenden. Aus dieser Erfahrung hatte sich die Zeitschrift PATENT gegründet, in der alle lyrisch interessierten Mitarbeiter:innen des Patentamts



ihre neuesten Werke veröffentlichten. Mit der Zeit war der Umfang der Zeitschrift von wenigen Seiten eines unregelmäßig zusammengestellten Chapbooks auf monatlich 96 Seiten angewachsen. Über Kontakte konnte man sie in allen europäischen Hauptstädten beziehen, aber die Schreibenden gingen persönlich niemals an die Öffentlichkeit.

Die neuen Wörter sollten vor dem Druck unter allen Umständen vor dem Zugriff der Datenbanken geschützt werden. Die strengsten Sicherheitsvorkehrungen waren dazu beschlossen worden. Die Wörter durften ausschließlich auf handgeschriebenen Papierstreifen das Patentamt verlassen. Zum Druck der PATENT durften ausschließlich die mechanische Druckerpresse verwendet werden, die im Keller des Friseursalons in einem schalldichten Raum hinter einer Bolzentür gefüttert wurde. Während des Druckvorgangs waren die Drucksetzer\*innen dazu angehalten, ihre Endgeräte in einem eigens dafür vorgesehenen, kleinen Kühlschrank zu deponieren, um die Sprechassistenten abhörsicher zu entmachten.

Beim Druckvorgang selbst konnte es mitunter nicht vermieden werden, dass unvorsichtige Setzer:innen das zu setzende Wort vor sich hinmurmeln, manchmal auch nur einen Buchstaben, der gerade nötig, aber unauffindbar war, doch schon die kleinste Silbe konnte in die falschen Hände geraten und die Bemühungen der PATENT in ihrer Originalität kompromittieren.

Unter den Mitgliedern kursierten verschiedene Vorstellungen darüber, wie und unter welchen Umständen die gefräßigen Datenbanken der neuen Wörter habhaft werden konnten. Es hatte in der jüngeren Geschichte der PATENT vermehrt Leaks gegeben. Der Zugriff der Sprachassistenten war dabei nur ein Weg der Kompromittierung, jeglicher Kontakt mit den internetfähigen Rechnern, die sich alle in der Hand erpresserischer Hackergruppierungen befanden, war ebenso schädlich wie der Blick eines unbedarften Kollegen über den Rand seiner intelligenten Brille. Einer weiteren Theorie zufolge, die sich in der Tradition französischer strukturalistischer Marxisten verorten ließ, handelte es sich bei den Datenbanken um eine neue Form der herkömmlichen ideologischen Staatsapparate, die die Macht auch sonst aus den Händen der Subalternen fernhielt. Eine kleine Gruppierung vertrat hingegen die These, die Datenbanken stellten eine Art ideellen Gesamtsemantiker dar.

Insgesamt war das Projekt der PATENT also schon seit längerem ganz grundsätzlich in Gefahr, und so bot es sich an, die Kräfte des FUSSEL und der PATENT zu vereinen.



**MARTIN KNUTH**

»INDIVIDUUM GW267F«

Rada lebt zusammen mit ihrem Bruder Michi und ihrer alkoholkranken Mutter am Rand eines stillgelegten Truppenübungsplatzes. Um sie zu unterstützen, beginnt die 16-jährige eine Ausbildung, aber an ihrem ersten Arbeitstag im November verschwinden ihr Bruder und ihr Hund. Der Sohn einer wohlhabenden Familie beschuldigt die beiden, das teure Fohlen seines Vaters getötet zu haben. Rada macht sich auf die Suche nach ihnen und folgt der Spur ihres Bruders in die düstere Karstlandschaft am Nordrand des Thüringer Waldes, ohne zu ahnen, dass sich dort ein Wolf niedergelassen hat.

Die Begegnung mit Individuum GW267f, der berühmtesten Wölfin von Ohrdruf, wird Radas Leben verändern. Der Roman verknüpft den Kampf einer ungewöhnlichen Heldin um ihren Bruder mit der tragischen Lebensgeschichte der Ohrdruffer Wölfin, die mit einem Hund Wolfshybride zeugt, hunderte Nutztiere reißt und eine ganze Region in Aufruhr versetzt.

**MARTIN KNUTH** wurde 1984 in Görlitz geboren und studierte Philosophie in Jena und Krakau. Er war Preisträger des Jungen Literaturforums Hessen-Thüringen und des poet/bewegt-Wettbewerbs. 2019 gewann er das Stipendium Raniser Debüt, über das er 2020 den Kurzgeschichtenband »Zwischenhalt Erde« veröffentlichte. 2021 erhielt er ein Sonderstipendium der Thüringer Kulturstiftung, 2022 das Thüringer Literaturstipendium »Harald Gerlach«.

Martin Knuth lebt in Jena.

E-Mail: [martin.knuth@gmx.net](mailto:martin.knuth@gmx.net)



## LESEPROBE

»INDIVIDUUM GW267F«

\*

1

»Hast du Michi gesehen?«

Rada steckte ihren Kopf in das Wohnzimmer. Morgenlicht sickerte durch die Fenstervorhänge. Eine Knusperjoghurtverpackung lag auf dem Couchtisch, leere Bier- und Colaflaschen darunter. Rada steckte die Zahnbürste zurück in den Mund und zog sich die Jeans hoch. Dann lief sie auf das Sofa zu. Unter ihren Fußsohlen knarzten die Dielen. Sie gab sich keine besondere Mühe, leise zu sein. Nicht heute. Die Kissen auf dem Sofa begannen zu wackeln. Rada blieb stehen. Unter der zerschlissenen Patchwork-Decke kam ein Kopf zum Vorschein. Das Morgengesicht ihrer Mutter erinnerte Rada an ein frisch geschlüpftes Küken: nachtfeuchtes Haar, die Brauen kaum sichtbar, die Augen winzig, verklebt. Auf einer Wange der Abdruck des Sofabezugs. Fehlte nur noch die Eierschale auf ihrem Kopf.

»Ach, Kind!«

Die Stimme passte nicht zu dem Kükenbild. Es war die einer Frau, die zu viel geraucht und zu wenig geschlafen hatte. Rada nahm die Zahnbürste aus dem Mund.

»Das ist wieder mal so klar! Michi ist nicht in seinem Zimmer und Knödl ist auch weg. Ausgerechnet heute!«

»Wieso, was ist denn heute?«

»Oh Mama, echt jetzt?!«

Zahnpasta-Sabber lief Rada am Kinn und den Hals hinab. Sie rannte ins Bad, spuckte ins Waschbecken, bevor sie noch ihren BH und die Hose bekleckerte. Dann klatschte sie sich kaltes Wasser in das Gesicht, zog sich das Shirt und den grauen Schlabberpullover an. Sie schnappte sich die hochprozentige Mundspülung von der Zahnputzbecherablage und ging zurück ins Wohnzimmer.

»Natürlich hab ich deine Ausbildung nicht vergessen«, sagte ihre Mutter und gähnte. Sie hatte sich auf dem Sofa aufgerichtet. Plötzlich verzog sie das Gesicht und griff sich an die Wange.

»Wieder Zahnschmerzen?«

»Ich sag's dir, wir kriegen Frost«, seufzte ihre Mutter.

»Hier, falls du gurgeln willst.«

Rada stellte das Fläschchen auf den Sofatisch und gab ihrer Mutter einen Kuss auf das Haar. Es war viel heller als ihr eigenes, fast blond und nicht einmal halb so lang. Es roch ein wenig verraucht, ein wenig verschwitzt, ein wenig nach Trockenshampoo und Bier. Rada ging zum Fenster und zog die Gardinen auf. An den Disteln im Vorgarten glitzerte Tau. Nasses Laub klebte auf den Deckeln der Mülltonnen. Der Kirschbaum war schon fast kahl, nur ein paar Blätter klammerten sich noch an die Zweige, die das Ganze schon längst nichts mehr anzugehen schien. Michis BMX lehnte nicht am Zaun.

»Jemand hat das Gartentor offengelassen.«

»Also ich war garantiert noch nicht draußen«, erwiderte ihre Mutter.

Rada starrte einen Moment lang gedankenverloren hinaus, dann steckte sie sich das Shirt in die Hose und ging in die Küche.

Der Kühlschrank war in einen Monolog aus Gluckern und Klicken vertieft, Knödels Fressnapf unter dem Küchentisch stand leer. Rada zog die Tür mit einem Ruck auf. Es gab noch genau eine Packung Knusperjoghurt. Der Topf Milchreis im Fach darunter sah unberührt aus. Rada war beim Kochen nicht ganz bei der Sache gewesen und angebrannter Milchreis ließ sich auch mit extra viel Zimt nicht mehr retten. Sie nahm den Joghurt und den Topf heraus und warf einen bekümmerten Blick in das Gemüsefach. Dann drückte sie die Tür zu. Den Joghurt stellte sie für Michi auf den Küchentisch, den Milchreistopf für Knödl darunter. Im Nudel- und Mehlfach fand sie noch eine angefangene Tüte Reiswaffeln. Die und die beiden Dosen EnergyX, die sie sich aus dem Hängeschrank holte, müssten reichen.

»Vielleicht geht der Spund / mit dem Hund eine Rund«, hörte sie ihre Mutter im Wohnzimmer dichten.

»Ja, klar!« rief Rada. »Vielleicht ist Michi aber auch extra früh aufgestanden und schon zur Schule geradelt.«

Sie lief zur Garderobe im Flur und steckte die Verpflegung in ihre Umhängetasche. Sie runzelte die Stirn. Knödls Hundeleine hing nicht am Haken. Auch die dunkelgrünen Schnürstiefel, die Michi in der Schule nicht tragen durfte, fehlten. Rada schob diese Beobachtungen beiseite. Sie wollte sich noch ein wenig länger an der Vorstellung laben, Michi sei ihr zuliebe zu einem Musterschüler mutiert.

»Vielleicht sitzt er schon im Klassenzimmer und legt gerade die Federmappe raus. Er kann's kaum erwarten, dass der Unterricht anfängt. Die Mohrrüben im Kühlschrank sind übrigens schlecht.«

»Was? Vor einer Woche waren die doch noch gut!«, antwortete ihre Mutter.

Rada nahm ihre Jacke vom Haken und schlüpfte hinein. Sie tastete nach den Münzen, die sie am Abend extra abgezählt hatte. Schien alles da zu sein.

»Sag Michi, er soll sich den Knusperjoghurt aus der Küche mitnehmen, wenn er losmacht. Und Knödl auf gar keinen Fall mehr rauslassen!«

»Jaa, Mamaa«, rief ihre Mutter mit ihrer Mädchenstimme. Dann reimte sie: »Habe doch so viel zu tun/ darf nicht rasten/ nicht ruhen/ Des Tages Last wiegt ach so schwer/ der Kopf ist voll, der Kühlschranks leer.«

Rada steckte den Kopf durch die Tür. Ihre Mutter hatte sich wieder hingelegt, gurgelte mit der Mundspülung und schluckte.

»Schreib das auf, das könnte ein neues Lied werden.«

»Tja«, seufzte ihre Mutter, »solange das Akkordeon nicht gestimmt ist ...«

»Wenn ich meinen Lohn krieg, ist das kein Problem mehr. Rufst du mich an, sobald sie da sind?«

»Wer?«

»Michi und Knödl!«

»Oh ja, natürlich.«

Das Bim-Bam der Pendeluhr ließ Rada zusammenfahren. Sie stürzte aus dem Zimmer und schlüpfte in ihre Turnschuhe. Dann schulterte sie ihre Tasche.

»Spute dich, Kind/ lauf geschwind wie der Wind«, hörte sie ihre Mutter noch rufen, aber da war Rada bereits aus dem Haus gestürmt.

2

Die Straße war mit Schlaglöchern übersät, die durch Risse verbunden waren. Der nächtliche Regen hatte sie in eine Teichlandschaft verwandelt. Rada eilte an dunklen Schieferhäusern vorbei. Niemand war auf der Straße, niemand im Garten. Nur hinter der Friedhofsmauer hörte sie das Klipern von Gießkannen. Rada nahm die schmale Gasse hinauf in Richtung der Landstraße, die die kleinen Ortschaften miteinander verband. Sie lief an den vernagelten Fenstern des Gemeindeamts vorbei und blieb mit eingezogenem Kopf unter dem Kastanienbaum stehen.

»Michi, bist du da oben?«

Ein bisschen hatte sie darauf gehofft, er würde im Baum lauern, während Knödel in irgendeiner Hundeangelegenheit durch das Dorf streunte. Aber weder kamen Kastanien geflogen, noch hörte sie die Schreckensrufe von Menschen, die Knödel in ihren Vorgärten überrascht hatte.

Rada nahm die Abkürzung über das ehemalige LPG-Gelände, auf dem es Klärgruben gab, die nie geleert und zugeschüttet worden waren. Sie folgte einer Trampelspur bis sie zu den Altglas- und Papiercontainern am Ende der Brache. Von hier waren es keine zweihundert Meter mehr bis zur Landstraße. Rada kniff die Augen zusammen. An der Haltestelle stand schon der Bus.

3

»Reicht nicht.«

Der Busfahrer schaute ausdruckslos durch das Glas seiner Sonnenbrille. Rada zählte schnell die Münzen nach, die sie in die Schale gelegt hatte.

»Ermäßigt. Ich bin Azubi.«

»Einssechzig bis zum Sägewerk. Schon seit September«, erwiderte der Fahrer.

Rada spürte, wie ihr der Schweiß den Rücken hinablief. Sie wühlte in ihren Taschen, wusste aber bereits, dass sie nicht mehr dabei hatte. Den Rückweg würde sie zu Fuß gehen, aber jetzt musste sie unbedingt fahren, um nicht schon am ersten Tag zu spät auf Arbeit zu kommen. Ihre Fingerspitzen ertasteten etwas. Eine Münze! Die musste hinter das löchrige Taschenfutter gerutscht sein. Rada pulte sie heraus und legte sie zu den anderen in die Schale.

»Reicht immer noch nicht«, sagte der Busfahrer.

»Mehr hab ich aber nicht«

Von hinten war Gestöhne zu hören. Rada warf einen Blick in den Gang, vielleicht könnte ihr jemand aushelfen. Aber Frau Haftmann, die mit einem Korb auf dem Schoß dasaß, würde sich wohl kaum an sie erinnern. Die anderen Fahrgäste waren Kinder. Rada schaute zum Busfahrer, der die Lippen vorschob und mit den Fingern auf die Plastikablage des Kassenautomaten trommelte. Wollte er, dass sie bettelte? Immer mehr Köpfe drehten sich in ihre Richtung. Draußen hupte ein Auto, im Radio wurden die größten Hits aus den 90ern und das Beste von heute angekündigt, das Gestöhne der Kinder wurde lauter. Rada presste die Lippen aufeinander. Dann griff sie in die Schale, um sich ihr Geld zu nehmen.

»Warte!«

Durch den Gang kam Elli auf sie zu. Rada hatte sie zuletzt vor den Schulferien gesehen. Wie bei allen Mädchen, die zu schnell gewachsen waren, hatte ihr Gang etwas Unbeholfenes, als liefe sie über einen gefrorenen Acker. Elli klappte ihr Portemonnaie auf und legte ein 20-Cent-Stück in die Schale.

»Dann passt es wohl, oder?«

Der Busfahrer sortierte die Münzen in die Kasse und riss eine Fahrkarte ab. Als die beiden Mädchen nach hinten gingen, sagte Elli:

»So ein Korinthenkacker, der hat sie doch nicht mehr alle!«

**OLIVIA METTANG**

»DER MENSCH ERWACHT HUNGRIG«

Emanuela ist Anfang dreißig und versucht seit Jahren erfolglos, sich als Schriftstellerin zu etablieren. Als ihr Ex-Freund sie aus der Wohnung wirft, reicht es ihr. Sie fährt nach Korsika und zeltet auf einem Campingplatz. Hier soll endlich ihr erster Bestseller entstehen. Doch zum Schreiben kommt sie kaum, denn Gäste und Personal drängen sich ihr auf: Sanne, die Dauercamperin, die auf der Suche nach Freiheit einsam geworden ist. Pierre, der Rezeptionist, der für Korsikas Unabhängigkeit kämpft. Camille, die schöne Kiosk-Verkäuferin, die Emanuelas Muse wird, und Bademeister Luigi, der sie mit aller Kraft vom Schwimmen abhalten will. In der Abgeschiedenheit der Insel entwickelt sie in dieser Zufallsgemeinschaft einen neuen Blick auf ihr Leben.

»Der Mensch erwacht hungrig« ist ein leiser Coming-of-Age Roman über den Hunger einer Generation zwischen Freiheitsdrang und Sicherheitsbedürfnis.

**OLIVIA METTANG**, geboren 1990 in Stuttgart, ist promovierte Politikwissenschaftlerin mit einem Hang zum literarischen Schreiben. Sie war Teilnehmerin des Seminars für Studierende der Bayerischen Akademie des Schreibens 2019 und Preisträgerin des Landeswettbewerbs Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg 2009. Ihre Kurzgeschichten und Gedichte wurden in Anthologien veröffentlicht.

E-Mail: [olivia\\_mettang@hotmail.com](mailto:olivia_mettang@hotmail.com)





## LESEPROBE

»DER MENSCH ERWACHT HUNGRIG«

\*

Das Meer strahlte in versöhnlichem Hellblau. Von dem starken Wellengang und dem wütenden Schaum vor den Felsen war nichts übriggeblieben. Beinahe ein bisschen langweilig, aber ich zog trotzdem meinen roten Badeanzug an, watete ins Wasser, stieß mich ab und tauchte unter. Das muss ich immer zuerst machen: Tauchen, eine Verbindung suchen zwischen mir und dem Wasser, eine Schwerelosigkeit finden zwischen der Luft in meinen Lungen und dem Gewicht meiner Beine, die mich nach unten ziehen. Das Wasser war so klar, dass es beinahe blendete, die Sonne beschien alles wie eine Szene am Filmset: Den feinen Kiesuntergrund in allen Schattierungen zwischen Gelb und Grau, die silbrigen, umherflitzenden Sardellen, die ihr Glück an der spärlichen Grundvegetation versuchten, und die blaugetünchte Weite, in der sich mein Blick nach vorne verlor. Eine Unterwasserprairie!

Als Dreijährige war ich mal mit Anlauf in das Taucherbecken des Freibads gesprungen. Davor hatte ich mich aus den Schwimmflügeln geschält, die rote Striemen auf meinen Ärmchen hinterließen. Ich fiel hinunter wie ein Stein, fiel durch Wasser und sah kleine Luftbläschen neben mir aufsteigen. So musste es sein zu fliegen. So musste es sein, auf einem anderen, magischen Planeten zu leben. Dann schnellte eine Hand zu mir hinunter, packte mich am Arm und zog mich durch Widerstand zurück an die Wasseroberfläche. Der Mann trug mich zu den Steinterrassen und setzte mich neben einem Jungen ab, der vermutlich sein Sohn war.

»Wo ist denn deine Mama?«

Ich zeigte sie ihm. Sie lag auf ihrem gelben Bettlaken unter einem Baum und las.

Der Mann nickte. »Sind das deine?«, fragte er, während er schon dabei war, mir die Schwimmflügel wieder an die Arme zu stecken.

»Die musst du anlassen«, sagte er und erhob sich »bis du Schwimmen gelernt hast.«

Ich hasse Schwimmflügel. Etwas, das ich nie tun werde, ist einem Kind Schwimmflügel anziehen. Von diesem Tag an weigerte ich mich, sie weiterhin zu tragen. Ich wurde zum jüngsten Mitglied des SV Bad-Cannstatt, und dort lernte ich schwimmen: Kopf über Wasser, Arme und Beine bewegen wie ein Frosch. Kraulstil, den Rhythmus finden zwischen Armarbeit, Beinarbeit und Luftholen. Sogar den Schmetterlingsstil brachte man mir bei. Aber vor jedem Schwimmtraining, vor jedem Wettkampf nahm ich mir die Zeit abzutauchen. Eingroven, nannte das mein Trainer, wenn er einen netten Tag hatte. Ansonsten nannte er es meinen Tick.

Ich schwamm noch ein paar kräftige Züge, bevor ich auftauchte und den Kopf in das gleisende Sonnenlicht hob. Ich war jetzt weit genug weg vom Strand und nah genug dran an dem, was ich suchte: Das leise Pochen meines Herzens, das Kribbeln in den Fingern und im Unterbauch. Die Lust daran, ausgeliefert zu sein. Je höher und steiler der Berg, desto größer das Freiheitsgefühl, wenn man ihn erklommen hat. Mit dem Meer verhält es sich ähnlich, nur eben in der Horizontalen. Kurz dachte ich an Bademeister Luigi, und dass er jetzt vermutlich sein Fernrohr auf mich gerichtet hielt. Und dann hatte ich einen Krampf im Fuß.



In meiner Schwimmkarriere hatte ich nur ein einziges Mal einen Krampf, mit dreizehn beim Warmschwimmen für die baden-württembergischen Landesmeisterschaft 2004. Damals in der Wade, und es war nicht weiter schlimm: Man zog mich aus dem Pool, knetete eine gute Minute an mir herum, gab mir einen gehäuften Esslöffel Magnesium auf die Zunge und schubste mich zurück ins Wasser.

Das hier aber war eine ganz andere Liga. Mein Fuß zuckte und krampfte unkontrolliert an meinem Bein wie unter elektrischem Strom. Ich hielt ihn so fest ich konnte in der absurden Angst, dass er sonst in der Mitte auseinanderreißen und der Teil mit den Zehen zum Meeresboden sinken würde. Das entspannte den Fuß ein wenig, aber sobald ich ihn losließ, kam der Krampf zurück. Es wäre keine Freude, mit einer Hand am Fuß zum Ufer zurückschwimmen, aber es blieben mir nicht viele Möglichkeiten. Ich begann zu schaufeln und zu treten; meine Schultern schmerzten, und mein Bauch, jetzt der tiefste Punkt im Wasser, zog mich unbarmherzig Richtung Meeresgrund. Während ich mich vorwärtskämpfte, überlegte ich, ob das jetzt der Bruch war, der Moment, in dem ich endgültig von einer jungen, fitten Frau zu einer von Zipperlein geplagten, leicht übergewichtigen Dame mittleren Alters wurde. Man hatte mir gesagt, man müsse sich mit dem Verfall abfinden, aber ich glaubte, dass tat man nie, niemals, und auch die Leute, die das sagten, waren nicht bereit dazu.

Vom Strand kam ein Motorboot auf mich zu, ein kleines, das außerordentlich Lärm machte. Darin stand Luigi. Das konnte doch nicht wahr sein! Er verlangsamte die Fahrt und tuckerte bis auf zwei Meter an mich heran. Gleich würde er einen Rettungsring oder ähnliches zu mir hinunterwerfen.

»I'm fine!«, rief ich und fuchtelte mit dem freien Arm, »don't need any help! Thank you!«

Zwischendrin verschluckte ich mich leider an einer Welle, die vom Boot her auf mich zuschwappte.

Luigi hörte gar nicht hin. Er warf den Rettungsring wie ein Cowboy sein Lasso: mit Präzision, und wäre ich nicht seitlich abgetaucht, wäre er vielleicht tatsächlich um meinen Hals gelandet.

»I said I don't need any help!«, prustete ich, noch immer überzeugt davon, dass es so war. Bis zur Küste waren es vielleicht dreihundert Meter, das schwamm ich sozusagen im Schlaf. Auch mit Handicap. Man hatte mir ganze Trainingseinheiten lang die Arme, die Beine oder beides zusammengebunden. Auf diese Weise hatte ich gelernt, meinen Körpermittelpunkt im Wasser zu finden und im richtigen Moment Luft zu holen. Mit so einem kleinen Krampf im Fuß würde ich also zurechtkommen.

»Take it!«, rief Luigi mit ungewohnter Autorität in der Stimme, »Take it or I call the coast guards!«

Er schwenkte sein Funkgerät. Es war klar, dass er ernst machen würde, und ich griff widerwillig nach dem Ring. Auf keinen Fall wollte ich von den Booten der korsischen Küstenwache eingekesselt werden: Lauter alternde, machtgeile Männer mit Sonnenbrand auf der Nase, die dachten, ihnen gehörte das Mittelmeer.

Luigi nickte grimmig und fuhr den Motor hoch.

»Sorry!«, rief ich, »Hello! Just one moment, please!«

Wenn ich schon gerettet würde, konnte ich das komfortabler haben, nämlich an Bord des Motorboots. Dort würde ich auch meinen verkrampften Fuß unter Kontrolle bringen.

Luigi ließ mich über eine glitschige Bootsleiter einsteigen. Ich nahm auf einer Holzstrebe am Bug Platz und knetete meinen Fuß ohne noch mal aufzusehen. Unter mir wendete das Boot und knatterte los in Richtung Strand. Luigi reckte das Kinn in den Wind, das sah ich nicht, aber ich spürte es. Er hatte eine Heldentat vollbracht.

Es war mein und sein Glück, dass ich am Morgen wie immer meine Tabletten geschluckt hatte. Zwei kleine braune, runtergespült mit Sannes Milchkaffee. Ohne diese Medikation wäre ich jetzt vielleicht so wütend gewesen, dass ich Luigi mit einem Tritt in die Wampe vom Boot befördert hätte. Einmal ausgebrochen, ließ meine Wut sich kaum noch einfangen, und ich selbst war wie im Nebel, hilflose Zeugin ihres Kriegszugs – in erster Linie, das wusste ich nun, gegen mich selbst, denn nach einem Ausbruch war ich geschlagen, am Boden, wertlos. Die Menschen wandten sich von mir ab, und sie taten es zu Recht. Das war das Schlimmste an der Wut, die Reue danach, die Einsicht, und die Gewissheit, dass sie trotzdem wiederkommen würde, eine Furie, die mich an den Schultern packte und mich in die Einsamkeit und Isolation stieß.

Ich nahm also meine Tabletten, die bewirkten, dass ich still auf dem Boot saß, meinen Fuß hielt und darauf wartete, dass Luigi den Motor drosselte und mich bat auszusteigen.

Ich spürte keine Wut, nur leichtes Unbehagen, eine Unruhe, die in meinem Körper aufbrandete wie das Wasser am Bug des Rettungsboots. Die Fahrt dauerte keine drei Minuten. Wir stiegen aus, Luigi hievte das Boot einige Meter den Strand hinauf. Eine kleine Gruppe vorwiegend älterer Damen und Herren hatte bereits in der Nähe gewartet, kam jetzt auf uns zu und erkundigte sich mit gespielter Zurückhaltung, was denn geschehen sei. Luigi winkte ab und zeigt auf mich.

»You tell them«, sagte er.

»I had a problem with my foot«, sagte ich, während ich meinen Fuß im Sand ausprobierte. Der Krampf hatte sich gelöst, zurückgeblieben war ein seltsamer Schmerz, eine Art Muskelkater. »Nothing special.«

»Rien de spécial«, übersetzte eine der Frauen für die anderen. Sie waren nicht ganz zufrieden, ließen aber von uns ab und trollten sich zurück auf ihre überschilderten Liegen. Die Unruhe in meinem Bauch wuchs sich aus, und ich erkannte, dass es Hunger war, großer, lärmender Hunger, der alle anderen Gefühle und Gedanken übertönte. Ich ging zurück zu meinem Rucksack und holte die zweite Packung Chips heraus. Noch im Stehen begann ich zu essen, schob mir ganze Hände davon in den Mund. Zwischendrin inhalierte ich den kleinen gelben Apfel, der nach eineinhalb Stunden im Rucksack noch mehr Volumen eingebläht hatte. Ich malte Apfel-Kartoffelchipsbrei, goss ein bisschen Wasser dazu und schluckte. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass Luigi sich mir näherte.

»Where did you buy this«, er zeigte auf die Chips-Packung, »at the kiosk?«  
 Ich nickte.

»You better check the date«, sagte er. Er sprach vom Haltbarkeitsdatum, und er hatte recht: Die Chips waren fast zwei Jahre drüber. Kaute man aufmerksam, dann schmeckte man das auch.

Der Besitzer des Kiosks, erklärte Luigi, sei ein Schweinehund, der sein altes Zeug an die Urlauber loszuwerden versuche. Seine Tochter Camille, die dort als Verkäuferin arbeite, lege die abgelaufenen Produkte zwar immer ganz unten ins Regal, wohin niemand sich bücke, aber manchmal verkaufe sie eben doch die eine oder andere ranzige Packung Chips.

Ich war überrascht, aber ich fasste mich.

»What was her name again?«

»The name of my daughter? Camille.«

**KATRIN PITZ**

»ETWAS ABZIEHEN«

Rahel und Daniel wissen, was sie glauben. Sie wissen, wo sie hinwollen. In die große Stadt und tiefer in die Bibelverse hinein. Sie erleben, dass man nicht alles ähnlich wahrnimmt, was man ähnlich erlebt. Dass nicht alles tragfähig ist, was man sich tragfähig wünscht. Dass ein Körper sich manchmal ganz eigenmächtig seinen Raum greift. »Etwas abziehen« erzählt von einer Jugendfreundschaft, vom Aufwachsen in einer kirchlichen Gemeinschaft, vom Hinterfragen und Zweifeln an Glaubensüberzeugungen, von unterdrückter Sexualität und divergierenden Wegen.

**KATRIN PITZ**, geboren 1989 in Marburg, lebt und arbeitet in Darmstadt. Sie studierte Maschinenbau an der TU Darmstadt und übte anschließend verschiedene Tätigkeiten als Ingenieurin aus. Seit 2022 ist sie freie Autorin und Übersetzerin. Sie schreibt Lyrik und Prosa und übersetzt aus dem Spanischen und Norwegischen. Sie war mehrmals Preisträgerin des Treffens Junger Autoren und des Jungen Literaturforums Hessen-Thüringen. 2015 nahm sie am Klagenfurter Literaturkurs teil, 2019 als Finalistin am 27. open mike. Für ihren Gedichtzyklus »Naturwissenschaften« wurde sie 2021 mit dem Leonce-und-Lena-Preis ausgezeichnet. Ihr Lyrikdebüt »auch solche tage waren immer schon da« erschien 2022 im Elif Verlag.

E-Mail: [mail@katrinpitz.de](mailto:mail@katrinpitz.de)



Foto © Vivian Rutsch

**LESEPROBE**

»ETWAS ABZIEHEN«

\*

Es gibt Verse, die über uns stehen. Wir haben sie uns selbst ausgesucht. Wir sind einen Ort weiter gefahren, weil man dort besser ausgestattet ist. Einen Beamer gibt es in Blisten nicht. Ein Taufbecken haben wir in Blisten ebenfalls nicht. Wir haben eine Trennwand, mit der man aus dem Stehcafé-Raum einen Teil des Gottesdienstsals machen kann, doch für die größeren Feste reicht es dennoch nicht aus. Darauf sind wir stolz. Dass wir aus unseren Räumen herausgewachsen sind. An so viel Wachstum hatten die Gründer gar nicht gedacht.

Gestern haben wir noch im Trockenen geübt. Der Pastor hat uns zuhause eingesammelt. Daniel und ich saßen hinten, auf seiner Rückbank, wie sonst seine eigenen Kinder. Wir sind schon einmal am Becken gewesen. Mir war es unwohl dabei. Ich glaube, ich hätte es nicht sehen sollen. Das Becken kam mir wie etwas vor, das nur für den Moment gemacht ist, in dem man es braucht. Ich glaube, man versteckt es deshalb das ganze Jahr über, verschließt es mit einem Deckel, der exakt aussieht wie der umliegende Fußboden, sodass nur eine Fuge bleibt, die man nur spürt, wenn man darüber geht oder aus der vordersten Reihe sehr genau hinsieht. Ich wollte mir das Sehen für heute aufheben. Trotzdem war mir das Üben auch recht. »Du lässt uns aber nicht fallen«, sagte ich zum Pastor und lachte danach. Da lachte er selber ein wenig. »Nein, nein, ihr kommt alle beide wieder hoch, versprochen.« Daniel ließ mir den Vortritt. Ich stieg in Socken die Stufen hinab und stand auf dem Boden des leeren Beckens. Von innen sah es aus wie ein sehr kleines Schwimmbad mit Kunststoffverkleidung, hellblau. »Wann füllen die das?« »Irgendwann morgen früh. Wenn ihr kommt, ist alles schon fertig.« Der Pastor stand hinter mir. »Bereit?«, fragte er. Ich nickte. »Dann verschränk mal die Arme so vor der Brust. So, dass du dir selbst an die Schultern fasst.« Ich drehte den Kopf zu ihm um. Er stand selbst mit verschränkten Armen da. Ich tat es ihm nach und blickte wieder nach vorne. »Ok, jetzt geht's los.« Er trat neben mich, legte mir eine Hand auf den Rücken, eine auf die Stelle, an der die Arme sich kreuzten. »So werde ich dich dann untertauchen. Das ist der Tod. Und dann hebe ich dich wieder hoch. Das ist die Auferstehung. Genau wie wir's im Taufkurs besprochen haben. Und dann bist du ganz nass und die Gemeinde wird klatschen.« Ich lachte wieder ein wenig. Es hatte sich wie eine seltsame Gelenkigkeitsübung angefühlt, die ohne die richtige Hilfestellung ganz schnell auch schiefgehen könnte. »Alles in Ordnung?« Ich nickte und stieg wieder hoch. Ich tätschelte Daniel im Vorbeigehen die Schulter, als er nach mir hineinging. Auch er wurde einmal heruntergebeugt, einmal wieder hochgedrückt. »Und damit habt ihr dann euren Glauben vor der ganzen sichtbaren und unsichtbaren Welt bekannt.« Er sah genauso unsicher aus, wie ich mich in dem Moment fühlte.

Immerhin fühlt sich das Loch im Boden heute richtig an. Heute ist es mit Wasser gefüllt. Ich schätze, es wird uns irgendwo um die Bäuche herum stehen. Daniel ist kaum größer als ich. Wir sind beide sechzehn, seit zwei Jahren Religionsmündigkeit. Das haben wir in der Schule gelernt. In der Gemeinde sieht man das nicht so eng. Da traut man durchaus auch den Jüngeren ihre Entscheidungen zu, tauft sie gern. Die Jüngste, die ich im Wasser gesehen habe, war elf. In der Gemeinde muss man nur äußern, dass man das will. Ich schätze, auf uns beide hat man im Stillen, in den Gebeten, schon lange gehofft.

Der Vers, der über Daniel steht: Ich lasse dich nicht eher los, bis du mich gesegnet hast! 1. Mose 32,27.

Er ist schon eine ganze Weile an die Wand projiziert. Wenn ich in den Beamerstrahl schaue, tanzt darin Staub. Ich weiß, dass Daniel gerungen hat. Still ist er geworden. Wenn wir nebeneinander in den Jugendgottesdiensten saßen, hat er immer länger auf den Boden gestarrt nach dem letzten Lied, als habe er verpasst, dass es jetzt vorbei ist, dass man jetzt wieder plaudern und sich ein Baguette am Essensstand holen kann. Wenn er dann hochgeschaut hat, habe ich seinen Blick einfach erwidert, auch das länger und beharrlicher als gewöhnlich, weil ich nicht wusste, was man sonst hätte tun können. Wir haben so lange geschaut, bis wir beide wussten, wie sehr es schmerzt. Ich habe ihn immer gemocht dafür. Dass er ein Ernsthafter ist. Dass er nicht einfach die Hände mithebt und die Augen mitschließt. Das wäre alles ja durchaus leicht vorzutäuschen. Doch ich glaube, das Täuschen liegt ihm sehr fern. Ich glaube, er hat sich in diesen Momenten eher gefragt, ob man ihn vielleicht täuscht. Ob er irgendjemandem in diesem Raum irgendetwas glauben sollte. Und wäre die Antwort ein Nein, hieße das: Gehen. Ich habe das verstanden, auch wenn ich die Erfahrung nicht teilen konnte. Ich wurde dankbar dafür, dass es für mich so leicht ist, dass ich ernsthafte Zweifel bisher nicht kenne und ein bisschen schlechtes Gewissen deswegen wuchs ebenfalls mit. Irgendwann war es für Daniel dann auch leicht. Irgendwann war wieder ein Gottesdienst um und da hatte ich ihn sitzen lassen, weil ich glaubte, dass er lange nicht aufschauen würde, dass er mir mit seinem Nichtschauen dieses Mal sagte: Geh du nur vor, ich brauch noch ein wenig. Ich hatte mir mein Essen allein geholt, andere getroffen, die ich vom Schülerbibelkreis kannte. Wenn ich ehrlich bin, dachte ich nicht an Daniel, während wir kauten. Und dann kam er dazu und hatte kein Essen in der Hand, sondern ein kleinformatiges Buch. »Was hast du da?«, fragte ich, obwohl ich wusste, dass es eine Bibel sein musste. »Hab ich geschenkt bekommen. Ich hab mein Leben Jesus gegeben.« Für einen kurzen Moment stellte ich mir vor, dass Jesus selbst solche Taschenbibeln verteilt, ein Gegengeschenk für das Geschenk eines Lebens. Dann sah ich Daniel wieder an, wie er strahlte. Ab da war es leicht für ihn, aber ich wusste, er hat darum gerungen.



Heute ist Daniel der Erste. Bevor er ins Becken steigt, muss er nach vorne zum Mikrofon kommen. »Daniel, du willst heute durch die Taufe deinen Glauben an unseren Herrn, Jesus Christus, bezeugen und wir wollen diesen Schritt mit dir feiern. Erzähl uns doch bitte ein wenig, wie es dazu gekommen ist, dass Jesus dir das Liebste im Leben geworden ist«, sagt der Pastor, der neben ihm steht.

Wir wussten, dass dieser Teil kommen würde. Er hat es uns mehrmals gesagt, versucht, uns die Angst davor zu nehmen. »Ach, auf die Worte kommt es gar nicht so an. Die wird euch der Geist dann schon geben.« Mir hat das wenig geholfen. Ich hätte mir gerne eine Karteikarte geschrieben, wie für die Schulreferate. Natürlich braucht man sie bis zum Vortrag kaum noch, aber es ist doch gut, ein Stückchen Papier bei sich zu haben, auf dem steht, was man weiß, für den Fall, dass das Wissen plötzlich doch einmal aussetzt. Ich hätte diesen Teil gerne geübt. Doch die Kleider, die wir tragen, haben ohnehin keine Taschen, in die man ein Kärtchen hineinstecken könnte. Auch die Sache mit den Kleidern haben wir vorher nicht geübt. Warum haben wir danach gar nicht gefragt? Heute Morgen, als wir ankamen, hat uns eine Frau aus dieser Gemeinde je ein weißes Bündel in die Hände gedrückt. »Hier, die habe ich extra nochmal gebügelt für euch.« »Danke«, haben wir gesagt. Erst da dachte ich: Weiß die Frau überhaupt unsere Größen? Bläht das im Wasser nicht alles fürchterlich auf? Und als hätte sie mein Denken entdeckt und es direkt ersticken wollen, sagte sie, nur zu mir gewandt: »Du hast zwei Lagen und diesen Kragen noch für oben drauf, wegen der Brüste.« Der Pastor sagte: »Hier könnt ihr euch umziehen. Der Raum ist für dich, Daniel. Der da für Rahel.«

Jetzt steht Daniel vorne und weiß nicht wohin mit seinen Händen. Vielleicht hätte er auch gerne ein Kärtchen. »Ich hab viel überlegt«, sagt er. »Ich war mir nicht sicher, ob da wirklich was dran ist. Mein Vater... meine Eltern glauben ja schon seit Jahren und ich habe das immer bei ihnen gesehen und es hat ausgesehen, als würde das funktionieren. Aber vielleicht täuschen sie sich ja auch, habe ich gedacht. Aber am Ende habe ich gedacht, mein Vater, der ist ja kein blöder Kerl, der wird schon nicht über Jahre verblendet sein. Da konnte ich dann auch für mich annehmen, dass Jesus da ist und es gut mit mir meint.« Ich wundere mich über Daniel. Dass er auf einmal so sehr an den Eltern hängt. [...]

Das dreiteilige Seminar für Romanautoren fand statt zwischen Mai 2022 und April 2023. Es wurde geleitet von dem Autor **MATTHIAS NAWRAT**, der Lektorin **EVA-MARIA KAUFMANN** (dtv Verlag) sowie der Übersetzerin und freien Lektorin **PATRICIA KLOBUSICZKY**.

Die Bayerische Akademie des Schreibens ist eine Kooperation zwischen dem Literaturhaus München, dem Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg und dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst

Weitere Informationen  
Dr. Katrin Lange, Tel. 089-291934-23  
klange@literaturhaus-muenchen.de  
www.literaturhaus-muenchen.de/akademie

Stiftung Buch-, Medien- und  
Literaturhaus München  
Salvatorplatz 1, 80333 München  
Tel. 089-29 19 34-0, Fax -19  
www.literaturhaus-muenchen.de

Bayerisches Staatsministerium für  
Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst



Literaturarchiv  
Sulzbach-Rosenberg e.V.



Literaturhaus  
Oberpfalz



L I T E R  
A T U R H  
A U S M Ü  
N C H E N